

VERTRAUEN



HERAUSGEGEBEN VON WESTLOTTO

Die Säulen des Vertrauens

Ohne Vertrauen ist alles nichts. Wir vertrauen darauf, dass sich keine Salmonellen in unserem Frühstücksei befinden, dass unser Trinkwasser sauber ist. Und Sie können darauf vertrauen, dass Sie auf den folgenden Seiten Interessantes über Vertrauen erfahren.

Wenngleich vieles von dem, worauf wir vertrauen, heute gesetzlich geregelt ist – dieses Gefühl lässt sich nicht verordnen. Für Vertrauen gibt es vielmehr gute Gründe:

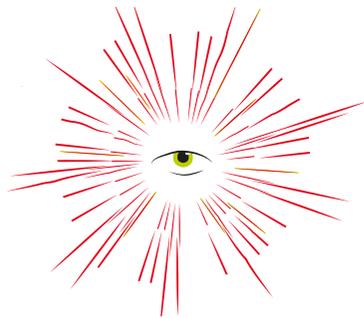
In Worten und Taten, die von einem moralischen Kompass geleitet sind, spiegelt sich HALTUNG. Einem Rat, aus dem KOMPETENZ spricht, folgen wir. INTEGRITÄT hält unser Vertrauen aufrecht. Fähigkeit zur EMPATHIE spricht uns persönlich an. Wo wir Potenzial für IDENTIFIKATION sehen, machen wir eine Sache zu unserer. Gerade in Zeiten des Wandels erwarten wir zudem OFFENHEIT für Neues.

Sechs Säulen, auf denen Vertrauen beruht. Sie gliedern dieses Buch in sechs Kapitel.

Vertrauen ist keine Selbstverständlichkeit. Es ist ein kostbares Gut, das WestLotto im wahrsten Sinne des Wortes genießt. Millionen Spielteilnehmer vertrauen Woche für Woche darauf, dass ihre Tipps in sicheren Händen sind. Für uns steckt darin jedes Mal aufs Neue eine Chance: Werden wir diesem Vertrauen gerecht. Mehr dazu erfahren Sie auf unserem Blog www.vertrauen.blog.

Gemischte Gefühle

Vom Arbeitsplatz über die Kirche bis ins Gefängnis – wo Menschen sind, da regt sich Zweifel. Nur manchmal helfen harte Fakten.



Treu und Glauben

Es gibt keinen wissenschaftlichen Beweis für seine Existenz und doch ist sich fast die Hälfte sicher, dass es ihn gibt: Rund 45 Prozent der Deutschen glauben an Gott. Wie sich das rational erklären lässt? Manche Forscher sagen, der Mensch sei einfach empfänglich für das Über-sinnliche.

Sichere Reise

Nicht erst bei Turbulenzen wird es über den Wolken manchem mulmig. Ist das Fliegen wirklich sicher? Ja, ist es, so die Antwort der Statistiker. Nur der Weg zum Flughafen nicht. Auf deutschen Straßen kommt es täglich zu rund 7.000 Unfällen. Zum Vergleich: Seit 1945 gab es in Deutschland 59 Unglücke in der zivilen Luftfahrt.



„DIE SEELE
ALLER
GELINGENDEN
TÄTIGKEIT
IST DOCH DAS
TIEFE SELBST-
VERTRAUEN.“

— Wilhelm von Humboldt



Gefangenendilemma

Die Stärke einer Gesellschaft zeigt sich auch im Umgang mit ihren Gefangenen. Doch die Frage nach dem richtigen Umgang entfacht oft heftige Kontroversen. Denn laut einer Studie des Bundesjustizministeriums wird fast jeder zweite Straftäter rückfällig. Eine Zahl, die die Antworten nicht einfacher macht.

Glaube mir

„Hör auf miich, glaube miir, Augen zuuu, vertraue miir.“ In Walt Disneys Dschungelbuch kann Mogli dem hypnotischen Gesang der Schlange Kaa nur knapp widerstehen. Kaa scheitert, verspeist ihn nicht und verknötet sich auf der Flucht die Schwanzspitze. Ein Lehrstück über falsche Freunde und die Folgen der Täuschung.



Home-Office

Zu Hause ist, wo Arbeit wartet. Denn mittlerweile dürfen Mitarbeiter jedes dritten Unternehmens in Deutschland im Home-Office arbeiten. Die Arbeitgeber indes sind längst noch nicht alle von dem Modell überzeugt. Fast die Hälfte von ihnen fürchtet laut einer Bitkom-Studie, dass die Produktivität daheim niedriger ist als im Büro.



Kinderwunsch auf Eis

Wann ist der richtige Zeitpunkt für ein Kind? Für die einen gibt es ihn nicht. Andere Frauen sehen ihn in ferner Zukunft und lassen in jungen Jahren eigene Eizellen einfrieren. Eine Forsa-Umfrage ergab, dass sich 31 Prozent der Frauen dieses als „Social Freezing“ bekannte Verfahren für sich persönlich vorstellen können.



Der moderne Staat

Den Bürgern dienen – so lautet das Credo vieler moderner Regierungen. Der Vordenker des demokratischen Verfassungsstaates, John Locke, sprach sich schon vor mehr als 300 Jahren dafür aus, dass Regierungen ihre Amtsgeschäfte in Treuhänderschaft für die Bürger ausüben – quasi auf Vertrauensbasis.

Handel nach Vorschrift

75%

Drei Viertel der Großunternehmen in Deutschland haben laut einer Studie der Unternehmensberatung „AlixPartners“ Compliance-Richtlinien.

10. Platz

Im Korruptionsranking von 168 Staaten bescheinigte die Nichtregierungsorganisation Transparency International Deutschland, „einige Hausaufgaben in Sachen Korruptionsbekämpfung teilweise erledigt“ zu haben.

30 Euro

Kundengeschenke im Wert von bis zu 30 Euro würde jeder fünfte Arbeitnehmer bedenkenlos annehmen.



Die Menschwerdung des Vertrauens

Über die Jahrhunderte hat Vertrauen eine steile Karriere hingelegt: Heute vertrauen wir anderen Menschen, Gott, uns selbst und dem Rechtsstaat. Das macht das Gefühl nicht einfacher.

Das Seeungeheuer Leviathan aus der biblischen Mythologie symbolisiert im gleichnamigen Werk von Thomas Hobbes die Allmacht des Staates.

Haben Sie sich als Wähler schon einmal gefragt, warum genau Ihnen einer der Kanzlerkandidaten vertrauenswürdiger erscheint als der andere?

In Zeiten von TV-Duellen, YouTube-Interviews und Wahl-O-Mat wirkt die Entscheidungsgrundlage breit. Dabei müssten wir nicht einmal die Stimmen der Kandidaten kennen, um ein Kreuz zu machen. In einer Studie ging die Neurowissenschaftlerin Tessa Marzi von der Universität Florenz der Frage nach, wann das menschliche Gehirn entschieden hat, ob ein Mensch Vertrauen verdient – nämlich im Bruchteil einer Sekunde. Die Evolution, so liege nahe, habe uns mit einem speziellen Werkzeugkasten ausgestattet, der vor Gefahr schützt. Weitere interessante Erkenntnis der Studie: Ein Gesicht, das die Teilnehmer wenig vertrauenswürdig finden, würden sie auch nicht wählen. Insbesondere, wenn es an weiteren Informationen fehlt, spielt das vertrauenswürdige Erscheinungsbild eines Kandidaten eine entscheidende Rolle.

Wie die Entwicklungspsychologie lehrt, ist die Basis, auf der wir Vertrauen fassen, das Urvertrauen. Der Schlüssel dazu liegt in unserer frühkindlichen Entwicklung: Im engen Kontakt mit ihren Eltern bilden Säuglinge das Bindungshormon Oxytocin. Sie lernen, dass Menschen es gut mit ihnen meinen und dass Nähe zuzulassen ratsam ist. Auch die Bildung späteren Selbstvertrauens baut darauf auf. Der Soziologe Dieter Claessens definierte es 1962 als ein in der Zukunft wirkendes „Vertrauen in Vertrauen“. Es lässt sich nicht bewusst einsetzen und nicht nachträglich erlernen.

Vertrauen ist gut, Kontrolle unmöglich

Trotz bester Voraussetzungen stellt sich jeder Mensch Fragen, deren Antworten im Verborgenen liegen. Ist der Partner so treu, wie er geschworen hat? Kann ich im Fall des Falles auf

die Leistung meiner Versicherung zählen?

**ERFAHRUNGEN,
DIE VERTRAUEN
ALS RICHTIGE
ENTSCHEIDUNG
ERSCHEINEN
LASSEN, MACHEN
UNS EBENSO
KLÜGER WIE
DAS GEGENTEIL.**

Gerade in der digitalen Gesellschaft ist die Fülle der Puzzleteile für ein komplettes Bild überwältigend. Ohne die Hilfe anderer scheitern wir an missachteten Risiken, erreichen wir unsere Ziele nicht. Selbst wer sich die Mühe macht – zum Beispiel, vor dem Abschluss einer Lebensversicherung sämtliche Testberichte zu studieren –, muss sich

fragen: Habe ich keine wichtigen Stolpersteine übersehen? Wird die Versicherung im Ernstfall leisten, wie ich es erwarte? Und wer kontrolliert eigentlich die Autoren der Testberichte? Ohne eigenes Expertenwissen und hellseherische Fähigkeiten steht am Ende der Kette zwangsläufig: Vertrauen.

Die Karriere eines Begriffs

Damit ist Vertrauen, sagt der Soziologe Niklas Luhmann, ein „Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität“ – und ein zentrales Bindeglied der heutigen Gesellschaft. Abgeleitet aus dem gotischen „trauan“ – stark, fest, dick – sprach man im Mittelhochdeutschen zunächst von „vertruwen“. Seit dem 13. Jahrhundert wird das Wort im Sinne von „sich ehelich verbinden“ oder „sich anvertrauen“ genutzt. Der heilige Thomas von Aquin, Philosoph und Theologe, pries die Hoffnung unter der Prämisse des Vertrauens auf Gott. Anderen Menschen zu vertrauen, galt indes lange als äußerst riskant. So schrieb Niccolò Machiavelli zu Beginn des 16. Jahrhunderts: „Man darf sich nur im Notfall jemandem anvertrauen, und zwar im Augenblick der Tat.“

Mit Gott verbunden blieb der Begriff bis ins 17. Jahrhundert. Dann verdeutlichte der Philosoph Thomas Hobbes in seinem Hauptwerk „Leviathan“ eine neue Art von Vertrauen anhand eines Vertrags zwischen zwei Menschen, dessen beiderseitige Erfüllung zeitversetzt abläuft. Zumindest die Partei, die in Vorleistung geht, muss vertrauen. Mit der Aufklärung kommt in den Blick, was auch unseren heutigen Vertrauensbegriff kennzeichnet: menschliche Empfindungen.

Seitdem vertrauen Menschen nicht länger nur auf Gott, sondern auch anderen Menschen, dem Recht – der rechtsstaatlichen Ordnung: Zum Ende des 17. Jahrhunderts stellte John Locke die von Gott legitimierte Herrschaft des Königs infrage, indem er die Gleichheit aller begründete. Locke stellt dar, dass Regierungen Bürgern dienen und nicht umgekehrt. Wird ihr Vertrauen in die Herrschenden missbraucht und sind ihre Freiheit und ihr Eigentum gefährdet, spricht der Philosoph ihnen das Recht auf Revolution zu. Damit nimmt er die Menschen erstmals als – aktiv und wohlwissend – vertrauende Subjekte wahr.

Auch in den Lexika wandelt sich der Vertrauensbegriff im Jahrhundert der Aufklärung: Im „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart“ wird der passive Gebrauch des Verbs „vertrauen“ als veraltet bezeichnet. Vertrauen wird von jetzt an „auf etwas gesetzt“. Und kann ebenso eine Erwartung an „jemanden“ sein.

Den Dingen vertrauen

Wie sich zeigt, hat sich unser Vertrauen bis heute unaufhaltsam weiterentwickelt – von Menschen ist es auf Institutionen übergegangen. So bedeutet vertrauen im Rechtsstaat, auf eine übergeordnete Instanz vertrauen zu können, die ordentliches Recht vertritt. Der Aufbau von modernen Institutionen wie dem Justiz- und dem Finanzsystem habe die Entwicklung von Vertrauen enorm gefördert, sagt die Historikerin Ute Frevert, Direktorin des Forschungsbereichs „Geschichte der Gefühle“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Als Vertreter dieser Institutionen stehen auch Politiker mit Bürgern wie von Locke vorgezeichnet in einem Vertrauensverhältnis zueinander. Sichtbar wird das in parlamentarischen Demokratien spätestens am Wahltag. Und noch etwas zeigt sich hier: Damit wir unser Vertrauen aktiv in etwas setzen können, brauchen wir Handlungsalternativen. Das kann heißen, dass wir uns abwenden, wenn uns bestimmte Merkmale nicht gefallen; Offenheit kann wehtun. Andererseits reift echtes Vertrauen dadurch heran, dass der Vertrauende eben nicht blind ist gegenüber den Widrigkeiten. Erfahrungen, die Vertrauen als richtige Entscheidung erscheinen lassen, machen uns ebenso klüger wie das Gegenteil.

Obleich der Deutsche Bundestag in einer personalisierten Verhältniswahl gewählt wird, vertrauen die allermeisten Wähler auf einen Kandidaten, mit dem sie noch nie persönlich gesprochen haben. Die erwähnte Florentiner Studie belegt, dass unser Gehirn die für eine

Wahlentscheidung nötige Vertrauenswürdigkeit dennoch feststellen kann. Hier setzen Scharen professioneller Mitarbeiter an, die an der persönlichen Inszenierung von Politikern arbeiten. Sie stellen privates Liebesglück im Sommerurlaub, eine abgebrochene Schullaufbahn oder die Herkunft aus einfachen Verhältnissen gezielt in den Vordergrund. Besonders da, wo Abgrenzung durch politische Themen und Richtungen schwerfällt.

Aufforderung zur Verantwortung

Das kann schiefgehen – oder funktionieren, wenn die Personalisierung dem Wähler ermöglicht, sich mit einem oder mehreren Kandidaten zu identifizieren. Doch Vertrauen ist mehr: In ihm steckt immer auch die Aufforderung zur Verantwortung. Ob Mensch, Wahlkampfaktiver oder Institution: Es gilt, den guten ersten Eindruck zu bestätigen, sich seiner als würdig zu erweisen.

Wer das Vertrauen eines anderen genießt, ist demnach nicht nur passiver Empfänger, sondern aktiver Gestalter.

Am Anfang war das Vertrauen

Mal sind wir unseres eigenen Glückes Schmied, dann wieder stecken wir nicht drin. Drei Fachleute erklären: Was stärkt das Selbstvertrauen? Wobei hilft uns Gott? Und wie fassen wir Urvertrauen?



Katrin Müller-Rottgardt,
Para-Leichtathletin mit
Sehbehinderung

Bei meiner Geburt lag meine Sehkraft bei zehn Prozent, heute sind nur noch zwei Prozent übrig. Bis 1998 ging ich in eine Regelschule, wo ich Mobbing erlebte. Auch die Unterstützung der Lehrer ließ zu wünschen übrig. Schon damals hat mir der Sport geholfen: Meine Trainer und Teammitglieder machten keine Unterschiede – obwohl ich die Einzige mit Sehbehinderung war. Ich gehörte mit zu den Besten. Die Erfolge bei Schülermeisterschaften in Weitsprung und Sprint, der Zusammenhalt, das Gefühl, trotz meiner körperlichen Beeinträchtigung etwas erreichen zu können – das alles hat mir Selbstvertrauen gegeben.

Mit 16 wechselte ich nach Marburg auf ein Blinden- und Sehbehinderten-internat, wo ich mit dem Leistungssport begann. Erst seit den Spielen in

**„TRAINER UND
TEAMMITGLIEDER
MACHTEN KEINE
UNTERSCHIEDE.“**

Sydney 2000 wurden die paralympischen Disziplinen in der Öffentlichkeit wirklich wahrgenommen. Das bringt Sportlern wie mir Anerkennung unserer Leistung.

2004 war ich in Athen das erste Mal bei den Paralympics dabei. Vor allem gute Ergebnisse aus der Saison geben mir heute das nötige Selbstvertrauen für internationale Wettkämpfe. Mein nächstes großes Ziel ist die Europameisterschaft 2018 in Berlin, wo ich lange gelebt habe.

Dr. Bertold Höcker,
Superintendent im Evangelischen
Kirchenkreis Berlin Stadtmitte

Gottvertrauen ist für mich eine andere Vokabel für die Worte „Zuversicht“ und „Glaube“. Ich fühle, für alle Herausforderungen des Lebens gewappnet zu sein und dass ich es verdient habe, glücklich zu sein. Mein Gottvertrauen ist in Momenten der Bewahrung gewachsen. So bin ich als Siebenjähriger im Winter beim Spielen einmal in einen Fluss eingebrochen und unters Eis geraten. Mein Leben lief bereits wie in einem Kurzfilm in meinem Kopf ab. Glücklicherweise kam mein Großvater und konnte mich herausziehen. Mehr als eine Erkältung habe ich nicht davongetragen.

Wie begrenzt sind menschliche Kräfte und wie schnell sind Gesundheit oder Wohlstand verloren! Wer das weiß, kann nicht allein auf sich vertrauen –

**„WIE BEGRENZT
SIND MENSCH-
LICHE KRÄFTE!“**

das tun meist Menschen, die nie in existenziellen Krisen waren. Wenn ich aber in der Krise spüre, ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand, verwandelt sich das Erleben der Krise: Was auf Erden geschieht, ist nur das Vorletzte, wie schrecklich es auch sei. Als Letztes blicken wir in liebende Augen.



Christiane Hammerl,
Hebamme

Die Frage, was man im ersten Jahr mit Kind richtig und falsch machen kann, treibt viele Eltern um, auch viele Ratgeber sind ihr auf der Spur. Mancher, der mit beiden Beinen fest im Job steht, hat im Umgang mit dem eigenen Baby zu Anfang echte Berührungsängste. Jedes Kind ist anders. Ich versuche Eltern beizubringen, intuitiv auf ihr Bauchgefühl zu hören. Dazu müssen sie auch ihren Kindern vertrauen. Ob Hunger oder Durst – die Kleinen wissen, was sie in welchem Moment brauchen.

Insgesamt empfehle ich Eltern, möglichst viel Hautkontakt mit Neugeborenen aufzunehmen. Dabei bilden die Kleinen das „Liebeshormon“ Oxytocin. Das braucht man übrigens auch zum Verlieben – und so ähnlich läuft es ja auch nach einer Geburt ab: Zuerst schaut man das Baby an, berührt es ganz langsam und nimmt es dann in den Arm. Auch nach einem Kaiserschnitt gibt es Möglichkeiten, das zu erleben. Dazu bade ich das Baby und lege es noch nass auf die Brust seiner Mutter. Darüber lege ich einige warme Handtücher und zünde Kerzen an. Nähe gibt einem Kind einfach Sicherheit.

**„NÄHE GIBT
EINEM KIND
SICHERHEIT.“**



HALTUNG

Die Welt um uns herum ist in Bewegung. Doch bestimmte Überzeugungen bleiben. Manchmal müssen wir sie verteidigen. Bleiben wir unserem Standpunkt treu. Lassen wir auch die eigenen Interessen mal hintenanstehen. Zeigen wir Haltung. Zwei Geschichten.

Feiern für den Frieden

Manche haben die Idee belächelt:
Ein Benefizfestival in Berlin, mit Stars wie
Cro und Peter Fox, organisiert von zwei Laien.
Doch aus der Idee wurde eine der größten
Wohltätigkeitsveranstaltungen Deutschlands:
das „Peace by Peace“-Festival.



Eine Nachricht am 3. Oktober 2013 veränderte viel im Leben von Tedros Tewelde und Fetsum Sebhat. Die Freunde saßen vor dem Fernseher und schauten die Tagesschau,

als der Sprecher von einem Bootsunglück vor Lampedusa berichtete. Hunderte Flüchtlinge aus Somalia und Eritrea starben damals auf dem Weg nach Europa. „Wir dachten uns: Es kann nicht sein, dass die Welt untergeht und wir dabei zuschauen“, sagt Tewelde. „Auf dem Boot – das hätten wir sein können.“ Denn die beiden Freunde mussten Ende der 1970er-Jahre als Kleinkinder selbst vor dem Krieg in Eritrea fliehen. Das Ziel, das sie damals gemeinsam mit ihren Familien erreichten, war Stuttgart.

Zum Zeitpunkt des Bootsunglücks vor Lampedusa wohnten die beiden schon in Berlin. Hier wollten sie ein Zeichen setzen – mit einem Benefizfestival für Kinder im Krieg und auf der Flucht. So groß wie möglich sollte es werden. Dass sie noch nie etwas Vergleichbares gemacht hatten, war für sie nebensächlich. Sie vertrauten auf das Gelingen ihrer Idee. „Wir sind erst mal losgelaufen und haben das Olympiastadion reserviert“, sagt Tewelde. Berlins größter Fußball- und Musiktempel, in dem sonst weltbekannte Künstler wie U2 oder Depeche Mode vor 70.000 Besuchern auftreten. „Über diese Naivität lachen wir heute noch, aber letztlich war sie einer der Erfolgsfaktoren.“ Wie sehr sie bei der Umsetzung ihrer Idee auch auf das Vertrauen anderer angewiesen sein würden, erfuhren sie erst später.

„Eigentlich war unsere Idee zum Scheitern verurteilt“

Zwei Jahre lang haben sie sechs Tage die Woche für ihr Festival gearbeitet. Ihren Alltag stellten beide währenddessen hintenan: Fetsum Sebhat seine Musikkarriere als Solokünstler, Tewelde sein Modegeschäft in Berlin Mitte. „Wir sind jeden Tag aufgestanden und hatten 20 neue

Fragen zu beantworten, die wir uns vorher nie gestellt haben“, sagt Tewelde. Wie findet man einen Ticket-Partner? Was soll im Merchandise verkauft werden? Welche Lizenzrechte sind zu beachten? Wie gewinnt man Stars und Sponsoren für eine gute Sache? Auf all diese Fragen fanden sie Antworten.

Doch dass es überhaupt ein Festival geben würde, war wenige Monate vor dem ersten „Peace by Peace“ (kurz „P×P“) völlig ungewiss. Denn kurz vorher kam es in der Silvesternacht 2015 zu Übergriffen am Kölner Hauptbahnhof, und die deutsche Willkommensstimmung gegenüber Flüchtlingen kippte. Auch den Festival-sponsoren kamen Zweifel. In den ersten Wochen des Jahres zog sich ein Sponsor nach dem anderen zurück. Das war der Moment, in dem auch das Olympiastadion absagte. Die ambitionierten Organisatoren standen wieder bei null. „Die Stimmung hätte kaum schlechter sein können“, sagt Sebhat. Was ihnen blieb: die Zusagen von Peter Fox, Cro, Max Herre und Aloe Blacc. Jetzt galt es, auf diese Namen zu setzen, um weitere Musiker zu gewinnen, neue Sponsoren und einen Veranstaltungsort zu finden. Das schlimmste Szenario waberte zwar immer wieder durch ihren Kopf: kein Festival, kein Geld für die Flüchtlingshilfe, kein Symbol der Solidarität.

**NACH DER
SILVESTERNACHT
IN KÖLN
SPRANGEN DIE
SPONSOREN AB.**

Sie glaubten aber weiterhin an ihr Festival. Schließlich kam die entscheidende Zusage. Der Pächter der Waldbühne gleich neben dem Olympiastadion war von dem Projekt überzeugt – und hatte noch einen Termin frei. Viel Zeit blieb jetzt allerdings nicht mehr. „Eigentlich war unsere Idee zum Scheitern verurteilt“, sagt Tewelde. „Wir sind sechs Wochen vor Beginn erst in den Kartenverkauf gegangen. So spät macht das kein anderes Festival auf diesem Planeten.“ Sie scheiterten nicht, im Gegenteil: Drei Wochen nach Verkaufsbeginn waren alle Karten vergriffen.

Kurz darauf, am 5. Juni 2016, erlebten sie den Tag des ersten „P×P“-Festivals. „Es war der schiere Wahnsinn, zu sehen, wie die Ränge immer voller wurden“, erinnert sich Sebhat. Unter freiem

**„OHNE EINEN
VERTRAUENS-
VORSCHUSS HÄTTE
ALL DAS NICHT
FUNKTIONIERT.“**

Himmel feierten mehr als 21.000 Menschen. Auf der Bühne traten unter anderem die Beatsteaks, Seed, Max Herre und Cro auf – und verzichteten allesamt auf ihre Gage. Mit Ticketpreisen von 35 Euro pro Karte und Spenden kam ein Reinerlös von mehr als 400.000 Euro zusammen,

der in Hilfsprojekte für Kinder aus Krisenregionen floss. „Das ist viel Geld, aber wir wissen natürlich, dass wir damit nicht die Welt retten. Uns geht es auch um die Symbolwirkung und das Gefühl, gemeinsam für etwas einzustehen“, sagt Tewelde.

So kam es ein Jahr später sogar zur Neuauflage. 2017 auf der Bühne: Künstler wie die Fantastischen Vier, Herbert Grönemeyer und die Beginner. Auch dieses Mal spielten die Bands einen Betrag in ähnlicher Höhe ein. „Besucherszahl und Reinerlös waren am Ende genauso verrückt wie beim ersten Mal“, betont Tewelde.

„Wir haben das nicht gemacht, um Preise zu gewinnen“

„Wir haben mit den beiden Festivals rund 800.000 Euro in zwei Tagen gesammelt“, sagt Tewelde. Das Geld fließt zur Hälfte in Projekte des Kinderhilfswerks UNICEF und kommt unter anderem Kindern in Syrien und den Nachbarländern, im Irak, Südsudan sowie in Nigeria und Somalia zugute. Mit der anderen Hälfte des Geldes fördert der P×P Embassy e.V. Projekte, die er gemeinsam mit Partnern auswählt – nicht nur im Ausland. So haben die Veranstalter 2017 zusammen mit der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung und der Arche 500 Kinder in Berlin mit einem Schulranzenset ausgestattet.

„Armut und Ungerechtigkeit machen nicht an Ländergrenzen halt. Auch in Deutschland gibt es Kinder, die mit Plastiktüten zur Schule gehen, weil sie sich nichts anderes leisten können“, sagt Sebhat. „Wenn wir sie durch die Ranzen motivieren können, lieber zur Schule zu gehen, ist schon viel gewonnen.“

Für ihr Engagement sind die beiden Freunde bereits zweifach ausgezeichnet worden. Sie erhielten den Life Entertainment Award und den Verdienstorden des Landes Berlin. „Wir nehmen das natürlich dankbar an, aber wir haben das alles nicht gemacht, um Preise zu gewinnen.“ Viel wichtiger sei ihnen vor allem eine Botschaft: „Ohne einen Vertrauensvorschuss hätte all das nicht funktioniert. Wir waren keine renommierten Festivalveranstalter oder berühmten Künstler. Was wir erreicht haben, kann jeder andere auch schaffen.“



Kleidungsstil: nachhaltig

Kleider machen Leute – und Leute machen Kleider. Doch dabei geht es nicht immer fair zu. Das hat auch die Modebranche erkannt und macht das Thema zu ihrem. Die Modejournalistin Ellen Köhrer lebt Fair Fashion bereits im Alltag.



Ellen Köhler trägt Schwarz auf den Bildern ihres Blogs, dazu Accessoires. Zusammen mit Co-Autorin Magdalena Schaffrin lächelt sie in die Kamera. Staubiger Ökoschein, begrenzte Designvielfalt, moralinsaure Träger – wie haltlos diese Imageprobleme nachhaltiger Mode sind, sieht man auf den ersten Blick. Davon handelt auch das gemeinsame Buch von Köhler und Schaffrin, für das die Autorinnen 33 ökofaire Modelabels aus der ganzen Welt porträtiert haben.

Zum Herzensthema wurde faire Mode für Ellen Köhler 2012. Bei einer Recherchereise nach Bangladesch besuchte sie Textilfabriken – sowohl kleinere Start-ups als auch die Massenproduktion größerer Unternehmen. Die Arbeitsbedingungen erschreckten die Journalistin: „In einer riesigen Halle saßen 200 bis 300 Frauen an ihren Nähmaschinen. 20 Reihen in die Breite,

20 in die Tiefe.“ Vorn an den Reihen standen die Namen internationaler Modeketten.

„WENN ICH BEWUSSTER UND WENIGER KONSUMIERE, IST ES NICHT ZWINGEND TEURER.“

Öffentlichkeit rückten: von Textilarbeitern, oft Frauen, die unter zu langen Schichtdiensten leiden, von Aufsehern brüsk kommandiert und teils angegriffen werden, tagtäglich an ungesicherte Arbeitsplätze kommen und sich und ihre Familie trotzdem kaum über die Runden bringen.

Billige Arbeitskraft trägt dazu bei, dass internationale Ketten unsere Innenstädte zu Shoppingparadiesen machen. Für jede Größe und jeden

Geschmack ist etwas dabei – und für jeden Geldbeutel. Die grenzenlose Shoppinglust ist ein Massenphänomen, dessen Anfänge Ellen Köhler, Jahrgang 1966, mit eigenen Augen beobachten konnte. Das erste T-Shirt kaufte sie sich Anfang der 1980er von ihrem Taschengeld – gekostet hat es 20 D-Mark. „Billiger ging es damals nicht.“

Seitdem ist der Preis in vielen Geschäften noch einmal deutlich gesunken. 5,99 Euro kostet in westlichen Modekaufhäusern ein T-Shirt, das Ellen Köhler im Showroom der bangladeschischen Fabrik sah. Verwunderlich: Gleich daneben hing eines, das in Europa für 60 Euro zu haben ist – gefertigt in derselben Fabrik. „Da habe ich erkannt, dass es zwischen verschiedenen Marken oft nur einen minimalen Qualitätsunterschied gibt.“ Das Marketing macht den Großteil des Preisunterschieds aus. Bei den Näherinnen aber komme davon nichts an, so die Expertin.

Auf die Reise folgte für Journalistin Köhler der Besuch der Berliner Fashion Week: „Da hat sich für mich ein Kreis geschlossen.“ Seitdem sei sie davon überzeugt, dass nachhaltige Mode ebenso schön designt sein kann wie konventionelle.

Die dunkle Seite der Mode

Auf den Einsturz der Textilfabrik „Rana Plaza“ im bangladeschischen Sabhar 2013 folgten schockierende Bilder, die die Arbeitsbedingungen in die mediale

Wegweiser zur Fairness

Die Berliner Modeszene hat das Thema bereits vor acht Jahren für sich entdeckt, als der „Greenshowroom“ und später die „Ethical Fashion Show“ in die erste Runde gingen. Heute gibt die Hauptstadt in diesem Bereich europaweit den Ton an. Auch Modeikonen mit Strahlkraft wie Emma Watson wechseln vom Fast- into Fair-Fashion-Segment. 2016 kündigte die Schauspielerin an, ab sofort nur noch nachhaltige Mode auf dem roten Teppich zu tragen.

Für den Laien bleibt es dennoch schwierig, faire, grüne Mode zu erkennen. Klar: Im eingenahten Schild stehen Materialien und Herkunftsort. Doch die Fabrikproduktion vor Ort in Augenschein nehmen, das können nur die wenigsten. Konsumenten müssen also vertrauen.

Wem faire Arbeitsbedingungen am Herzen liegen, für den lohnt eine Expedition in den inzwischen dichten Dschungel der Prüfsiegel.

Als besonders transparent gilt der Global Organic Textile Standard (GOTS). Zertifiziert werden Betriebe, die Textilprodukte mit mindestens 70 Prozent biologisch erzeugten Fasern herstellen, veredeln, verpacken oder verkaufen. Die Christliche Initiative Romero e. V. (CIR) wertet diesen Standard als anspruchsvoll. Doch wünscht sie sich, dass soziale Kriterien wie existenzsichernde Löhne noch stärker beachtet werden.

Große Aufmerksamkeit erhalten Arbeitsbedingungen bei der unabhängigen Non-Profit-Organisation Fair Wear Foundation (FWF).

Die Fabriken der Mitgliedsunternehmen werden in regelmäßigen Betriebskontrollen, sogenannten Audits, geprüft. Julia Kirschner, Nachhaltigkeitsmanagerin beim Kölner Fair-Fashion-Label Armedangles, reiste in diesem Sommer in die Türkei, um gemeinsam mit einem Team eines der FWF-Audits durchzuführen. Anfänglich habe man sich mit dem Fabrikbesitzer gut unterhalten, erzählt sie auf der Unternehmenswebsite. „Aber je mehr Fragen wir gestellt und je mehr Dokumente wir verglichen haben, desto mehr Probleme sind aufgetaucht. (...) Bei dem Audit war der Besitzer der Fabrik leider nicht gewillt, alle Dokumente mit uns zu teilen, und präsentierte uns nur entweder gefälschte oder unvollständige Papiere. Als wir ihn damit konfrontierten, waren wir nicht länger willkommen.“

Der Fabrikbesitzer habe das Audit abgebrochen; das Vertrauen ist dahin. „Natürlich ist so jemand nicht der richtige Partner für uns“, schreibt Kirschner. Die Kunden indes schöpfen Vertrauen, wenn sie Geschichten wie diese in aller Transparenz lesen.

Auch ein Thema für die Großen

Selbst Händler von Fast Fashion springen auf den Zug auf. 2011 legte H&M seine erste „Conscious“-Kollektion auf. Ein Greenwashing, das der bewusste Konsument mitgehen sollte? Die Christliche Initiative Romero kritisiert, die Kollektion werde in Fabriken in Bangladesch trotz teils katastrophaler Arbeitsbedingungen genäht. Ellen Köhler will das Engagement der Großen jedoch nicht einfach ablehnen: „Ein großes Unternehmen erreicht Menschen, die ein kleines Fair-Fashion-Label nicht erreichen würde“, sagt sie.

Denn noch spricht Fair Fashion eine überschaubare Zielgruppe an. Auch schrecken die Preise für faire Mode manchen auf den ersten Blick ab. Doch dieses Argument lässt die Modejournalistin nicht gelten: „Wenn ich bewusster und weniger konsumiere, ist es nicht zwingend teurer.“ Den Einkauf in einigen großen und günstigen Ketten hat sie sich selbst nicht verboten. „Es geht nicht darum, auf das Einkaufen dort vollständig zu verzichten. Aber man kann sich überlegen, ob man jeden Monat zu Fast-Fashion-Schnäppchen greift oder nur zwei-, dreimal im Jahr ein Fair-Fashion-Shirt kauft.“ Um Abstände zwischen den Shoppingtouren zu erhöhen, setzt Ellen Köhler nicht nur auf Qualitätsbewusstsein. Sie empfiehlt außerdem Second Hand, Tauschen oder Leihen.

➔ Buch: „FASHION MADE FAIR“, Ellen Köhler, Magdalena Schaffrin, Prestel

➔ Erfahren Sie mehr zum Thema Vertrauen auf www.vertrauen.blog.



KOMPETENZ

Wer ist der Beste? Das ist mit bloßem Auge nicht leicht zu erkennen. In einer komplexen Welt sind wir zunehmend auf die Einschätzung von Fachleuten angewiesen. Gut, wenn wir ihnen vertrauen können. Warum auch das manchmal gar nicht so einfach ist.

Relativ glaubwürdig oder absolut falsch?



Wohl kaum einer Autorität wird so viel Glauben geschenkt wie der Macht der Zahlen. Kein Wunder – bietet sie uns doch die angenehme Illusion, so ein kompliziertes und unberechenbares Konstrukt wie das Leben erklärbar zu machen. Doch der schöne Schein kann täuschen.

Statistiken haben die Gabe, zufällig immer den Interessen derjenigen entgegenzukommen, die sie in Auftrag gegeben haben. Dabei wird selten zu platten Lügen gegriffen, sondern eher die Grauzone zweideutiger Formulierungen und nahegelegter Trugschlüsse in idealer Weise ausgenutzt. Untersucht man die Methodik dahinter genauer, erkennt man wiederkehrende Muster. Hier die sechs gängigsten:



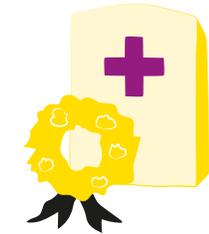
1. Einfach mal etwas in den Raum werfen

Als Emma-Chefredakteurin Alice Schwarzer anprangerte, in Deutschland gebe es schätzungsweise 400.000 bis eine Million Prostituierte, fand das so ziemlich jeder ungeheuerlich. Aber nicht, weil die Quelle dieser „Schätzung“ im Verborgenen blieb. Einmal in die Welt gesetzt, ist so eine Zahl fast nicht mehr totzukriegen.



2. Absolute Zahlen vermeiden, wo es nur geht

Wer hätte das gedacht: 15,7 Prozent der Deutschen sind arm. Warum? Weil sie pro Monat weniger als 60 Prozent des Durchschnittseinkommens zur Verfügung haben – so der Armutsbericht mehrerer Sozialverbände für 2017. Und wenn plötzlich alle Deutschen doppelt so viel verdienen? Nach dieser Logik wären 15,7 Prozent dann immer noch arm. Alles ist relativ.



3. Aus Korrelation mach Kausalzusammenhang

Und noch eine beeindruckende Zahl: Die Hälfte aller Todesfälle ereignet sich in Krankenhäusern. Da liegt es doch nahe, zu denken, dass man diese mörderischen Orte am besten um jeden Preis meidet. Ob all diese Menschen, und vielleicht noch einige mehr, auch außerhalb des Krankenhauses gestorben wären – wen interessiert's?



4. Langweilige Aussagen spannend uminterpretieren

„Unsere Städte werden so entwickelt, dass der Einzelne kaum noch auf ein Auto angewiesen ist. Bitte kreuzen Sie an, ob die Idee für Sie persönlich sehr viel, etwas, eher wenig oder überhaupt nichts zu einem guten Leben beitragen kann.“ 56 Prozent sagen: sehr viel, 35 Prozent: etwas. Gähn. Besser klingt doch: „Eine große Mehrheit der Deutschen will nicht mehr so stark auf das Auto angewiesen sein.“



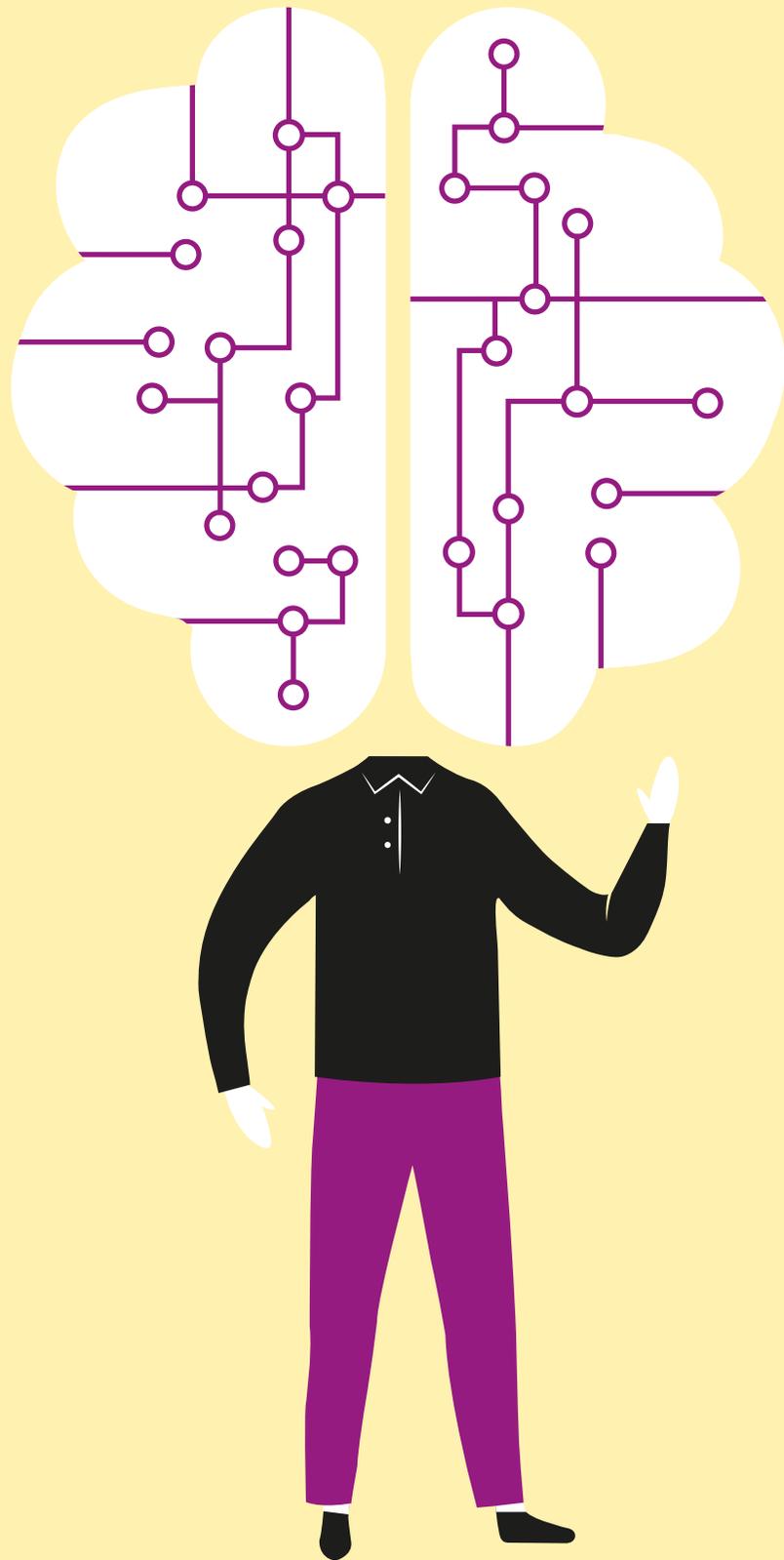
5. Hochrechnen ohne Rücksicht auf Verluste

Zahlreiche Menschen in Deutschland leiden an psychischen Erkrankungen. Aber gleich 56 Prozent der Bevölkerung – kann das sein? Kaum, denn wer so rechnet, hat einfach alle Prozentsätze von Depressionen, Psychosen, Zwangsstörungen etc. addiert. Ohne zu berücksichtigen, dass es viele Patienten gibt, die an mehreren dieser Erkrankungen gleichzeitig leiden.



6. Die Referenzklasse außer Acht lassen

Donnerwetter: 73,4 Prozent der Anhänger des SC Freiburg haben einen Hochschulabschluss. Zumindest haben dies einige Regionalmedien so berichtet. Bundesweit sind es aber weniger als 20 Prozent. Fliehet die Intelligenz neuerdings in die Fußballstadien? Nein, es war einfach nur eine Umfrage unter Mitgliedern des sozialen Netzwerks Xing und die Referenzklasse damit eine völlig andere.



Vertrauen Sie mir – ich bin eine Maschine

Die künstliche Intelligenz ist auf dem Vormarsch. Sie soll unser Leben sicherer und komfortabler machen. Aber wo bleibt der Mensch in der Welt von morgen?

Der Blick geht voraus, verträumt und nur für einen kurzen Moment. Dann streift er Häuser, Geschäfte, Menschen auf dem Bürgersteig, denen er kurz folgt, bevor die Augen ins Wageninnere und auf einen Computerbildschirm wandern. Obwohl das Fahrzeug sich mit hoher Geschwindigkeit dem vorausfahrenden nähert, konzentriert sich der einzige Insasse ganz auf seine Arbeit am Bildschirm. Wie von Geisterhand reduziert das Auto selbst die Geschwindigkeit, aktualisiert die Route, wechselt die Spur, hält an der roten Ampel und biegt ab, um den „Fahrer“ auf dem schnellsten Weg durch die Innenstadt ans Ziel zu bringen.

Sicher: Wir sind vom tatsächlich eigenständig agierenden Fahrzeug, in dem die Insassen gemütlich abschalten, im Netz surfen oder gar ein Nickerchen machen dürfen, noch meilenweit entfernt. Das zeigte sich in diesem Sommer: Eine Computerwissenschaftlerin nahm sich das System eines aktuellen Modells der Marke Tesla vor. Sie kam zu dem Ergebnis, dass dieses nur etwa ein Drittel der anderen Autos als solche erkannte, Radfahrer gar nur zu einem Prozent.

Willkommen, Zukunft!

Dennoch entlasten schon heute immer ausgefeiltere Assistenzsysteme Autofahrer, halten auf der Autobahn Spur und Tempo. Für unsere zunehmende Bequemlichkeit im Automobil bezahlen wir den Preis des Kontrollverlusts. Ein Szenario, das mehr als Unbehagen hervorruft – sind wir doch gezwungen, die Macht über ein Fahrzeug und uns selbst mehr und mehr an eine Maschine abzugeben, deren Komplexität unsere Vorstellungskraft übersteigt.

Das Neue und die Angst

Die bevorstehende Revolution der Mobilität ist mitnichten die erste automobiler Neuerung, die bei Otto Normalverbraucher Angst hervorruft. Schon als Carl Benz im Jahre 1886 mit seinem motorbetriebenen Dreirad durch die Straßen donnerte, flüchteten Passanten vor dem lärmenden Ungetüm. Kaiser Wilhelm höchstselbst sah sich genötigt, das Volk mit der berühmten Fehleinschätzung „Ich glaube an das Pferd, das Auto ist nur eine vorübergehende Erscheinung“ zu beruhigen. Doch die Menschen fassten Vertrauen in die neue Technik, denn zu groß war der Reiz der ungekannten Mobilität. Schon bald wurden landauf, landab neue Straßen geplant und gebaut, Deutschland wurde mit den Jahrzehnten zur Autofahrernation. Eine revolutionäre Erfindung hatte ihren Weg in den Alltag gefunden.

Nicht nur auf der Straße vollzieht sich gerade jetzt, vor unseren Augen, eine technologische Revolution. Computer und Software starteten vor gut 30 Jahren ihren Siegeszug in unseren Alltag. Gab es sie anfangs nur in Büros und Arbeitszimmern, so haben sie mittlerweile den Weg ins Wohnzimmer gefunden, sei es als stets griff- und einsatzbereites Smartphone, sei es als vernetztes Smart-TV und Entertainmentcenter. Bis hierhin gilt: Egal wie entwickelt, wie vernetzt Hard- und Software sind – der Chef bleibt der Mensch. Doch dieser Grundsatz bröckelt. Big-Data-Technologien und künstliche Intelligenz entwickeln sich rasant. Immer mehr Entscheidungen werden an Computer delegiert.

Gott und die Bundesbank

Wo Entscheidungen getroffen werden, stellt sich die Frage nach der Verantwortung. Manch ein Deutscher sehnt sich nach vermeintlich besseren Zeiten zurück, als in Europa noch die Deutsche Mark das Maß aller Dinge war. Auf US-Banknoten ist der Satz „In God we trust“ zu lesen, der Bundesdeutsche blieb da irdischer und vertraute der Bundesbank als legendärer Hüterin über die Währung, der nicht einmal die Bundeskanzler reinregieren konnten. Welch ein Gegensatz zur neuen Wunderwährung

„Bitcoin“, von der es weder Scheine noch Münzen gibt: Diese digitale Währung kommt anders als herkömmliche Zahlungsmittel ohne zentrale Verwaltung aus. Überweisungen werden mithilfe der sogenannten Blockchain ausgeführt und darin gespeichert – einer dezentralen Datenbank, die auf einer Vielzahl von unabhängigen Privatrechnern im weltweiten Datennetz gespeichert ist. In whom do we trust here?

Kaum eine Branche ist so auf Vertrauen angewiesen wie die Versicherungswirtschaft. Doch gerade hier bringt die Entwicklung der künstlichen Intelligenz gravierende Umbrüche. Nach einer wissenschaftlichen Studie der Oxford-Wissenschaftler Carl Benedikt Frey und Michael A. Osborne sind fast alle Jobs in dieser Branche – die Wirtschaftswissenschaftler schreiben von 92 bis 98 Prozent – „computerisierbar“, also mittelfristig durch automatische IT-Systeme zu erledigen. Schon heute setzt beispielsweise die Zurich Insurance Group in der Schadensbearbeitung vollautomatische Systeme ein. Von den jährlich gemeldeten etwa 40.000 Schäden an Autoscheiben wird die Hälfte reguliert, ohne dass ein menschlicher Mitarbeiter beteiligt wird.

Schöne neue Welt?

Beschert uns die künstliche Intelligenz eine schöne neue Welt? Der Venture-Capital-Unternehmer Fabian Westerheide ist davon überzeugt: „Wir werden länger leben und weniger arbeiten. Den Menschen bleibt viel mehr Zeit, Mensch zu sein – und das bei höherem Wohlstand als heute.“ Doch es gibt auch weitaus skeptischere Stimmen. So warnt Elon Musk mit dramatischen Worten, die künstliche Intelligenz sei die „größte Bedrohung, der wir als Zivilisation gegenüberstehen“. Für diese Aussage erntete der Paypal-Gründer und Tesla-CEO vehemente Kritik, beispielsweise von „Mr. Facebook“ Mark Zuckerberg: „Wer gegen künstliche Intelligenz argumentiert, argumentiert gegen sicherere Autos und gegen bessere Diagnosen für Kranke. Ich sehe einfach nicht, wie jemand guten Gewissens das tun kann.“

Paradies oder Apokalypse? Das Beispiel des autonomen Fahrens macht heute deutlich: Die Wahrheit liegt zurzeit irgendwo dazwischen – noch kann die neue Einfachheit zu leicht in Gefahr umschlagen. Damit wir uns Maschinen anvertrauen können, müssen sie menschliche Werte achten. Das hat die deutsche Digitalwirtschaft erkannt. Der Branchenverband Bitkom stellt klar: „Die zentrale Herausforderung ist, intelligente Systeme humangerecht und wertorientiert zu gestalten.“

**DAMIT WIR UNS
MASCHINEN
ANVERTRAUEN
KÖNNEN, MÜSSEN
SIE MENSCHLICHE
WERTE ACHTEN.**



INTEGRITÄT

Wenn sich Fehlritte ereignen, politische, religiöse oder humanistische Werte auf der Kippe stehen – dann wird Integrität plötzlich zum Thema. Wann und wo müssen wir also über Integrität sprechen? Antwort von zweien, die gegen Unachtsamkeit kämpfen.

„Die junge Generation war noch nie so schwach wie heute“

82 Prozent der 18- bis 34-Jährigen in Deutschland haben laut einer großen Jugendstudie heute wenig bis gar kein Vertrauen in die Politik. Das aber ist für das weitere Funktionieren des Staats notwendig. Politikwissenschaftler Dr. Wolfgang Gründinger bietet Lösungsansätze.



Herr Dr. Gründinger, in Ihrem Buch schreiben Sie, junge Menschen seien nur Objekte, nicht aber Subjekte der Staatsgewalt. Was steckt hinter dieser Feststellung?

Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus, so steht es im Grundgesetz. Das heißt, man muss als Bürger dieses Landes auch an Entscheidungen beteiligt werden, die hier getroffen werden. Jeder, der einen deutschen Pass hat, kann mitbestimmen. Nur Kinder und Jugendliche werden – willkürlich und pauschal – von demokratischer Mitbestimmung ausgeschlossen.

Sollten also auch Menschen unter 18 Jahren wählen dürfen?

Ja. Damit bestünde die berechtigte Hoffnung, dass die Politik ein Stück weit eher nach ihren Interessen gestaltet würde. Zum Beispiel bei der Bildung, auf dem Arbeitsmarkt, dem Wohnungsmarkt, in der Ökologie, in Sachen Digitalisierung.

Sie legen dar, dass junge Leute Politik als „Partei politik“ missverstünden, den Parteien aber nur wenig Vertrauen schenken und deshalb mit Politik nichts zu tun haben wollen. Sind Parteien in der heutigen Zeit weiter das einzige Mittel für politische Organisation?

Nicht das einzige, aber ein wichtiges, das unterschätzt wird. Parteien dürfen beim politischen Engagement der Jungen nicht fehlen. Sie sind es, die einen Ausgleich der Interessen finden müssen, sie sind die Transmissionsriemen, die Interessen in die Parlamente einspeisen. Aber sie müssen sich neu erfinden. Heute in der Partei Karriere zu machen heißt, genau das Gegenteil von dem zu tun, was man auf dem Arbeitsmarkt tun soll: woanders studieren, für Praktika ins Ausland gehen. In Parteien dagegen gilt das Ortsvereinsprinzip. Wer nicht da ist, kann nicht mitbestimmen.

Wie können Parteien für jüngere Menschen attraktiver werden?

Parteien sollten Möglichkeiten für projektorientiertes, themenspezifisches Engagement im digitalen Raum schaffen. Außerdem könnte man mit einer Jugendquote etwas erreichen.

Muss man auch andere Institutionen umbauen, damit sich junge Leute stärker beteiligen?

Die Parteien umzugestalten ist der Anfang von allem. Bei den Parlamenten wäre ich vorsichtiger – das sind die Grundfesten unserer Demokratie. Sinnvolle Schritte wären hier das Wahlrecht für Kinder und Jugendliche sowie ein Beirat, der an das Parlament angedockt ist: Sozusagen als dritte Kammer könnte dieser Jugendinteressen einbringen. Das sind erst einmal einige Bausteine, die der Jugend Politik wieder näherbringen können.

Ihr Buch trägt den Titel „Alte-Säcke-Politik“, immer wieder geht es darin um Interessenunterschiede zwischen den Generationen. Dabei bleiben ältere Menschen heute körperlich wie geistig länger fit – Stichwort „Silversurfer“. Sind die Unterschiede überhaupt noch so groß?

Es stimmt, dass die Mehrzahl der Älteren fitter ist als je zuvor. Sie geben den Ton an, sie haben die Stimme, die Zeit, das Geld. Und natürlich brauchen wir Jungen sie als unsere Bündnispartner. Doch die weltanschaulichen und sozioökonomischen Konflikte bleiben: Wie soll das Geld verteilt werden? Worüber wird in Deutschland diskutiert? Talkshowthemen sind nicht Bildung, Digitalisierung oder Kinderarmut. Sondern Flüchtlinge, Angst, Rente. Und das, obwohl die Kinderarmut in Deutschland weit größer ist als die Altersarmut.

Die U18-Wahl, ein Planspiel im Vorfeld der Bundestagswahl im Herbst, zeigte: Auch Bürgern unter 18 liegt vor allem das Thema Sicherheit am Herzen.

Das ist nicht überraschend. Wenn Deutschland als der einzige sichere Ort mitten in einer von Kriegen und Krisen erschütterten Welt wahrgenommen wird, dann ist es doch selbstverständlich, dass man diesen Ort erhalten möchte.

Dabei ist die Jugend übrigens toleranter, welt-offener und liberaler, was die Themen Islam und Zuwanderung angeht.

Doch auch junge Menschen in Deutschland streben laut Umfragen nach persönlicher Sicherheit. Werden sie damit nicht auch zu „alten Säcken“?

Man kann das eigene Einkommen, das eigene Häuschen schützen wollen. Das ist für beide Generationen in Ordnung. Problematisch wird es, wenn die eine Gruppe sehr groß ist und die Ressourcen und Stimmen hat und die andere eben nicht. Die junge Generation war noch nie so klein und daher schwach wie heute. Sie ist numerisch kleiner, hat die Ressourcen und die Zeit nicht, ist nicht gut organisiert.

Was könnten die Jüngeren tun, um das zu verbessern?

Sie müssten sich besser organisieren. Heute gründen viele junge Menschen eigene Initiativen. Das ist gut, denn es bringt Bewegung, ist heterogen und bunt. Aber die Schlagkraft der jungen Generation leidet darunter, weil das Engagement sehr versprengt und schlecht organisiert ist und viele junge Menschen ausbrennen lässt. Mehr von ihnen müssten in Parteien gehen.

Wie kann man Ältere – trotz der Unterschiede zwischen den Generationen – dazu bringen, Politik auch im Sinne der Jüngeren zu gestalten?

In Irland etwa gab es bei der Abstimmung zur Marriage Equality (zu Deutsch: „Ehe für alle“) ein Projekt mit dem Namen „Ring your grannies“ („Ruf deine Großeltern an“). Dabei sollten junge Menschen ihre Großeltern anrufen und sie davon überzeugen, für die Marriage Equality zu stimmen.

Bei welchen Themen bräuchte es solche Initiativen in Deutschland?

Auf jeden Fall beim Thema Kinderarmut, damit der Fokus von der Altersarmut auf dieses wesentlich gravierendere Problem übergeht. Und auch beim Thema Digitalisierung. Hier reden die Älteren angstgetrieben und uninformiert über ein Thema, das sie nicht verstehen. So gestaltet sich die Transformation in Deutschland schleppend, und die Chancen können nicht genutzt werden. Am Ende wird Deutschland zur verlängerten Werkbank Asiens und Amerikas. Grundsätzlich gönne ich auch anderen wirtschaftlichen Fortschritt. Mit einer eigenen IT-Industrie aber unabhängig agieren zu können, wäre auch für die deutsche Wirtschaft nicht schlecht – wenn wir den Wohlstand, den wir haben, für die kommenden Generationen wirklich erhalten möchten.

Zur Person

Dr. Wolfgang Gründinger, Jahrgang 1984, ist Zukunftslobbyist und Autor. Er ist Mitglied des Vorstands der Stiftung Generationengerechtigkeit und Referent Digitale Transformation beim Bundesverband Digitale Wirtschaft (BVDW). Sein Buch „Alte-Säcke-Politik. Wie wir unsere Zukunft verspielen“ erschien 2016 im Gütersloher Verlagshaus. Es wurde von der Friedrich-Ebert-Stiftung als „Das politische Buch“ des Jahres 2017 ausgezeichnet.

Gesunder Gewinn

Wer medizinische Hilfe benötigt, braucht die Gewissheit, dass sein Wohl im Mittelpunkt steht. Wo Gewinne erwirtschaftet werden müssen, wird das zur Herausforderung. Ein Gastbeitrag von Professor Dr. Karl-Heinz Wehkamp

Die größte Niederträchtigkeit eines Arztes besteht darin, sich Arbeit zu verschaffen“, beschrieb der römische Philosoph Seneca die Basis für den unveränderten Ethik-Kodex, den sich der Arztberuf seit der Antike gibt und der ihn auf das Wohl des Kranken und die Vermeidung von Schaden verpflichtet. Der Soziologe T. Parsons schrieb, dass die Berufsethik den Arzt verpflichtet, das Wohl des Patienten über seine persönlichen Interessen zu stellen. Eine scharfe Trennungslinie müsse zwischen Medizin und Wirtschaft gezogen werden. Das Profitmotiv sollte entschieden aus der Welt der Medizin ausgeschlossen sein.

Heute steht ein Arzt nicht mehr allein im Zentrum der medizinischen Versorgung. Er arbeitet im Rahmen eines politisch gestalteten Systems und seiner Einrichtungen Hand in Hand mit anderen Gesundheitsberufen. Das Vertrauensgebot ist folglich auszudehnen auf System und Institution und rückt in den Verantwortungsbereich von Politik, Verwaltungen und Management. Doch es droht die Erosion des Vertrauens: Das Gesundheitssystem hat sich

„DER SCHUTZ MEDIZINETHISCHER GRUNDSÄTZE IST KATEGORISCHER VERTRAUENSSCHUTZ, AUF DEN NIEMAND VERZICHTEN KANN.“

durch wirtschaftlichen Wettbewerb gewandelt. Krankenhäuser müssen Gewinne erzielen, um ihre Zukunft zu sichern. Dies verändert die medizinische Praxis, da der Patient unweigerlich auch unter Aspekten von Gewinn und Verlust für das Unternehmen gesehen wird.

Es sind zuvorderst Ärzte und Pflegekräfte, die auf diese Gefahr hinweisen, aber auch für Patienten und deren Vertreter ist sie spürbar. Die Gefährdung des Vertrauens in die Medizin stellt eine ernste Herausforderung dar, der sich Entscheider in Politik, Gesundheitswirtschaft und Verwaltungen stellen müssen. Deren Themenschwerpunkt ist in diesen Tagen die Digitalisierung, die zweifellos von großer Bedeutung ist. Die unvermeidliche und sinnvolle Verflechtung von Gesundheitswesen und Wirtschaft sollte sich jedoch nicht einäugig auf technologische Fragen konzentrieren. Der Schutz medizinethischer Grundsätze ist kategorischer Vertrauensschutz, auf den niemand verzichten kann.

➔ Lesen Sie, warum WestLotto Vertrauen verdient: auf www.vertrauen.blog



Prof. Dr. rer. pol. Dr. med. Karl-Heinz Wehkamp

ist Professor am SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen, langjähriger Berater für Ethik-Ökonomie in Kliniken sowie Autor mehrerer Publikationen zum Thema.



EMPATHIE

**Was unterscheidet uns Menschen von Maschinen?
Wir haben Gefühle. Unsere Regungen und Ahnungen haben
Einfluss darauf, wie wir unsere Umwelt wahrnehmen.
Sie sind eine eigene Sprache. Die folgenden Seiten belegen:
Nur wer sie versteht, dem können wir vertrauen.**

Glücklich getrennt

Sollte man Menschen am Arbeitsplatz trauen, die mit anderen Teammitgliedern neben dem Job ein Leben teilen? Diese Frage trieb die Kollegen von Lars und Nicole Hoffmann* um. Wie das Paar eine anfängliche Vertrauenskrise beim gemeinsamen Arbeitgeber meisterte.



Wir alle spielen im Leben verschiedene Rollen – je nachdem, mit wem wir es gerade zu tun haben. Was passieren kann, wenn

man als Paar seine vertrauensvolle Beziehung auf den Arbeitsplatz überträgt, haben Lars und Nicole Hoffmann erlebt. Beide sind Mitte 30, miteinander verheiratet und arbeiten als Experten für internationales Steuerrecht in Düsseldorf. Bei zwei verschiedenen Arbeitgebern – das war nicht immer so. Von 2014 bis 2015 arbeiteten sie zusammen in ein und derselben Anwaltskanzlei in Chicago. Dass ihr amerikanischer Arbeitnehmer sie beide wollte, war für sie zunächst ein großer Glücksfall. Als eingespieltes Duo würden sie das Ding schon schaukeln. Dachten sie.

Doch ihre neuen Kollegen verhielten sich ihnen gegenüber merkwürdig kühl und distanziert, schienen jedes Wort vorsichtig abzuwägen. „Es war wie eine unsichtbare Mauer zwischen uns und ihnen, die wir nicht überwinden konnten“, erinnert sich Lars. Als geübte Analytiker nahmen die beiden Neulinge ihre eigene Situation unter die Lupe und befragten auch einen amerikanischen Freund dazu. Als sie schließlich den Grund herausfanden, staunten sie nicht schlecht. Es war geradezu paradox: Der Zugang zum Kreis des Vertrauens wurde ihnen verwehrt, weil sie ihre eigene Vertrauensbeziehung zu offen zeigten.

Bis zu diesem Zeitpunkt traten sie in der Kanzlei stets als Paar auf. Die beiden kamen morgens zusammen zur Arbeit, saßen zusammen im Büro, machten zusammen Pause, arbeiteten, scherzten und lachten zusammen und fuhren abends zusammen nach Hause. Nicole weiß heute: „Wir müssen wohl wie eine untrennbare Einheit auf die anderen gewirkt haben.“ Und genau das kam bei ihren neuen Kollegen nicht gut an.

Denn das Verständnis von Professionalität ist in den USA streng; private Beziehungen oder offen gezeigte Gefühle haben bei der Arbeit nichts zu suchen. Die unausgesprochene Folgerung: Wer das nicht klar trennen kann, der wird wahrscheinlich auch ihm anvertraute Geheimnisse weitererzählen. Lars und Nicole hatten sich mit der Zahl ihrer verschiedenen Rollen, die sie in ihrem gemeinsamen Leben spielten, übernommen. Vor Chicago waren sie beide jeweils Partner und Mitarbeiter gewesen. Nun waren sie auch noch Partner eines Mitarbeiters und Mitarbeiter ihres Partners. Das war zu viel des Guten und mündete schließlich in eine Vertrauenskrise im Job.

Sie beschlossen, wieder zu ihren alten Rollen zurückzufinden. Zu Hause nur Partner, in der Firma nur Mitarbeiter. Diese bewusste Unterscheidung fühlte sich anfangs komisch an, aber es funktionierte. Nicht zuletzt dank einiger Tricks. Um die radikale Umstellung hinzubekommen, fuhren die beiden häufiger getrennt und zu verschiedenen Zeiten ins Büro, setzten sich räumlich dezent voneinander weg.

Auch zogen sie sich betont förmlich und elegant an, während sie sich in den eigenen vier Wänden extra „casual“ kleideten. Arbeitsthemen waren zu Hause tabu, Privates am Arbeitsplatz ebenso.

Mit der Zeit schafften sie es, von ihren Kollegen als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen und in den Kreis des Vertrauens aufgenommen zu werden. Und als erfreuliche Nebenwirkung außerdem, sich im Privaten ihre Attraktivität füreinander zu bewahren.

* Namen von der Redaktion geändert.

**„WIR MÜSSEN
WIE EINE
UNTRENNBARE
EINHEIT GEWIRKT
HABEN.“**

Kennen wir uns?

Im Alltag sind wir Menschen auf Dinge angewiesen, die wir nicht durchdringen. Die Frage nach dem Vertrauen bekommt dabei eine neue Bedeutung.



Ist das wirklich smart?

Wenn das Smartphone wissen möchte, ob man einem Computer vertraut, geht es dabei selten um eine innige Freundschaftsbeziehung. Sondern lediglich darum, ob man ihm in einer konkreten Situation Zugriff auf seine Daten gestattet oder nicht. Was eine App, Website oder der Netzanbieter mit den eigentlich doch privaten Daten anfängt, bleibt meistens im Verborgenen; auch weil die Lektüre der Erläuterungen Stunden dauern würde.



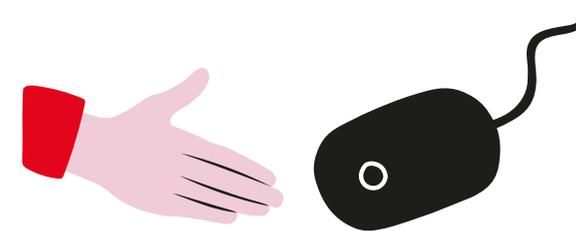
Empathie: Fehlanzeige

Ein „nicht vertrauenswürdigen SSL-Zertifikat“ erkennt man nicht daran, dass es einen irgendwie komisch ansieht. Vielmehr wird der Datentransfer in einem rein technischen Sinn als unzureichend abgesichert eingestuft. Und eine Spam-Mail, der man angeblich voll vertrauen kann, ist natürlich mit besonderer Vorsicht zu genießen. Sonderbar, dass dennoch viele bedenkenlos daraufklicken, wohingegen sie den menschlichen Autoverkäufer zuvor einem gnadenlosen Hintergrundcheck unterziehen.



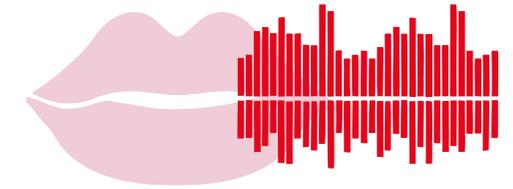
In shops we trust

Webshops mit der bekannten „Trusted Shop Garantie“ kann man tatsächlich vertrauen: Denn hinter diesem Zertifikat – für diese Annahme gibt es einigen Grund – stecken Menschen, die nur wirklich vertrauenswürdige Angebote auszeichnen. So ist sichergestellt, dass man die bestellte Ware pünktlich und wie beschrieben bekommt und dass sich der Preis nicht erhöht.



Nur scheinbar menschlich

Vertrauen fließt nur in eine Richtung, nämlich vom Menschen an die Technik. Echtes empathisches Vertrauen zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass es auch von der Gegenseite empfunden wird. Oder wäre etwa ein Bergsteiger denkbar, der seinem Kumpel vertraut, auch wenn dieser ihm völlig gleichgültig gegenübersteht? Und genau an diesem Punkt scheitert die Maschine, obwohl sie sich den Anschein menschlicher Qualitäten gibt.



Von freundlichen Mächten

Fragt man die Windows-Assistentin „Cortana“ nach der Bedeutung von Vertrauen, so liefert sie mit großer Selbstverständlichkeit die Definition: „Das Gefühl, der feste Glaube, dass man einer Person oder einer Macht persönliche Dinge und Gefühle ohne Risiko sagen kann und dass diese Person oder Macht absolut verlässlich ist.“ Die Formulierung legt nahe, dass sie sich selbst da einschließt.

➔ Erfahren Sie auf www.vertrauen.blog mehr zum Thema Vertrauen.



IDENTIFIKATION

**Manchmal ist es ganz einfach: Nichts wie hinterher!
In einigen Dingen erkennen wir uns so sehr wieder, dass
wir geradezu eins damit werden. Nicht immer ist dabei
Vernunft im Spiel, das zeigen die folgenden Seiten.**



Wer glaubt, wird selig?

Den großen abendländischen Religionen laufen viele Mitglieder davon. Doch das bedeutet nicht, dass Menschen heute weniger glauben. Eine Bestandsaufnahme.

Wer wissen will, wie es um das Christentum steht, der muss nur an einem gewöhnlichen Sonntag eine Kirche besuchen. Vielerorts

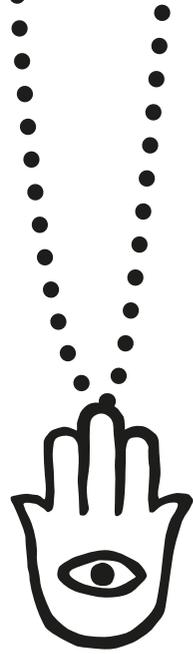
und je nach Region sind die Kirchenbänke leer – und der Großteil der Gottesdienstteilnehmer ist betagt. Dies sind Auswirkungen einer Entwicklung, mit denen sowohl die evangelische als auch die katholische Kirche seit einigen Jahren zu kämpfen hat: Seit 2008 treten jährlich kontinuierlich mehr als eine Viertelmillion Menschen aus.

Manche Gründe für den Exodus aus den Kirchen sind offensichtlich: Wiederkehrende Missbrauchs- und Finanzskandale inklusive ihrer viel zu zögerlichen Aufarbeitung haben das Bild der Kirche nachhaltig geschädigt. Viele Positionen zum Thema Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau gelten als verstaubt. Hinzu kommt, dass die immer gleichen Rituale,

Liturgien und Gesänge der Religionen für viele Menschen zunehmend unzugänglich sind – angesichts der heute jederzeit überall zugänglichen Multimediawelt erscheinen die „Corporate Identities“ der Religionen und die Gebräuche eines Gottesdienstes vor allem jungen Menschen seltsam reizlos und rückwärtsgewandt.

Es ist nicht alles schlecht

Laut einer aktuellen EKD-Studie glauben im Durchschnitt 45 Prozent aller Befragten an Gott. Der Anteil der Gläubigen bei den über 66-Jährigen liegt bei etwa 60 Prozent, unter den 14- bis 21-Jährigen ist knapp ein Drittel gläubig. Nun haben Religionen ja durchaus etwas zu bieten: Sie laden dazu ein, sich mit dem Ursprung und dem Sinn des Lebens zu befassen, aber auch mit dem Tod und einem möglichen „Danach“. Religionen begleiten den Menschen mit festen Ritualen von der Geburt bis zum Tod – unter den Augen einer gleichgesinnten Gemeinschaft, in die der Gläubige aufgenommen wird. Die religiösen Feiertage strukturieren das Jahr



ähnlich wie die Jahreszeiten und geben festen Halt. Religion kann die menschliche Sehnsucht nach Trost, Vergebung und Segen befriedigen. Sakrale Musik und Kunst gelten als feste Stützpfeiler der menschlichen Kultur. In Gottesdiensten, beispielsweise bei Fürbitten, treten Menschen füreinander ein. Nicht zuletzt leistet die Kirche mit ihren sozialen Einrichtungen eine Vielzahl von karitativen Beiträgen wie

**ANSTELLE DER
KLASSISCHEN
RELIGIONEN TRITT
NICHT PER SE EINE
HINWENDUNG ZUR
AGNOSTIK.**

Seelsorge, Unterstützung bei Krankheiten und im Alter sowie Beistand und Sakramente in den letzten Stunden des Lebens.

**Blick über den
kulturreligiösen
Tellerrand**

In Zeiten von Globalisierung und Digitalisierung hat sich der Mensch

jedoch auch daran gewöhnt, dass er eine große Vielfalt an Leistungen und Angeboten vergleichen kann. Anstatt loyal über Jahrzehnte bei einem Stromanbieter zu bleiben, sucht sich heute jeder exakt denjenigen aus, der seine Bedürfnisse am besten befriedigen kann. Genau das trifft auch auf die Angebote zu, bei denen die Kirchen ein jahrhundertlanges Monopol hatten – wie beispielsweise Sinnsuche, Selbsterkenntnis oder dem Wunsch nach einer allumfassenden Gemeinschaft. Manch einer bemüht die Astrologie oder die Tarotkarten, um mehr über sich und seine Position in der Welt zu erfahren, ein anderer wählt Yoga oder die transzendente Meditation – statt des Gebets –, um in sich selbst zu versinken.

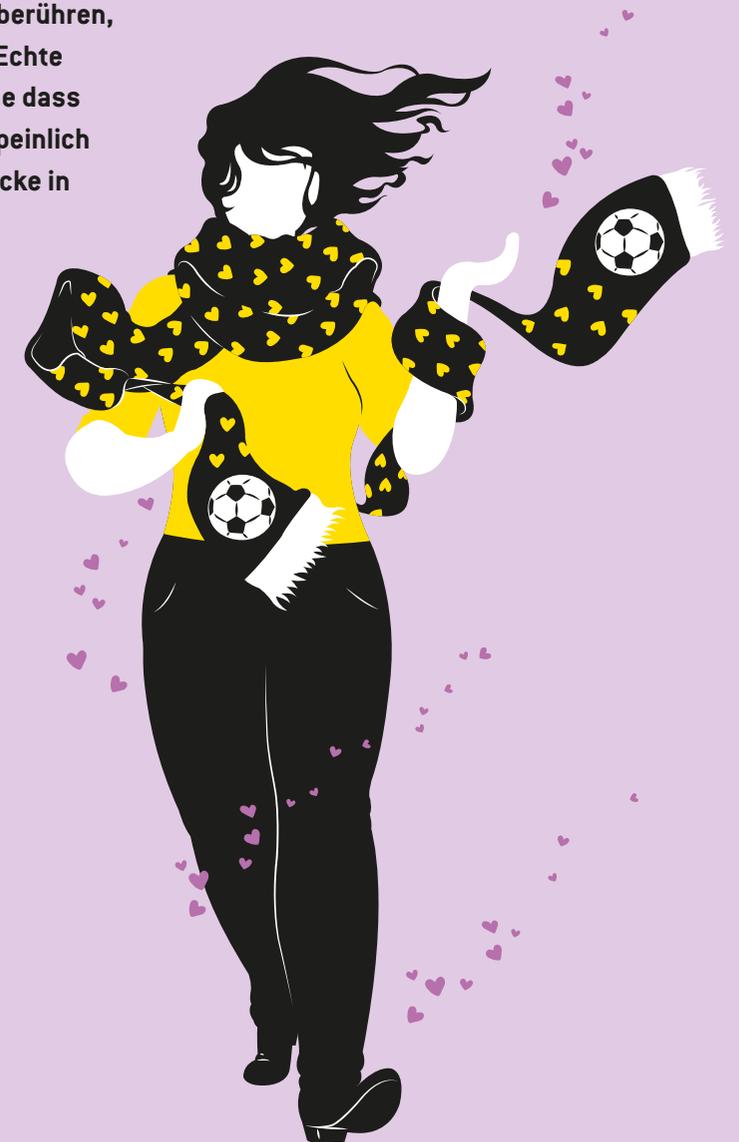
Ein weiterer Aspekt: Noch nie waren Fernreisen für jedermann so erschwinglich wie heute. Das ermöglicht den Blick über den Rand des eigenen kulturreligiösen Tellers – wer früher in Gottesdienste ging, um auf seinesgleichen zu treffen und gemeinsam Rituale abzuhalten, der erlebt seine moderne Form der Transzendenz nun beim „Burning Man“-Festival in der Wüste von Nevada. Die Grenze zwischen Esoterik, Religion und Spiritualität schwimmt dabei zuweilen, denn schließlich stecken auch in den Praktiken der großen Weltreligionen viele metaphysische Elemente – vom Weihrauchschwenken bis zur Eucharistie.

Das Mehr zwischen Himmel und Erde

Der zunehmende Zulauf zu spirituellen und esoterischen Disziplinen zeigt eines ganz klar: Anstelle der klassischen Religionen tritt nicht per se eine Hinwendung zur Agnostik oder gar zu einer rein rationalen Weltanschauung, in der Metaphysisches keinen Platz mehr hat. Es gibt sie weiterhin, die Sehnsucht nach dem Unfassbaren, dem Unerklärlichen. Die Frage nach dem Sinn der Existenz verliert nicht an Aktualität. Viele Menschen suchen auch heute nach geistiger Geborgenheit, nach einer Gemeinschaft, auf die sie vertrauen können – allerdings nicht mehr nur in den christlichen Religionen.

Der und kein anderer

Wie schafft es ein Fußballverein, so viele Menschen emotional zu berühren, dass er sich mit dem Slogan „Echte Liebe“ schmücken kann – ohne dass das in den Ohren seiner Fans peinlich oder aufgesetzt klingt? Einblicke in die Seele einer Liebenden.



M

arietta ist 27, in Berlin in der Filmbranche tätig und kommt aus der Region zwischen Ruhrgebiet und Münsterland. Und damit aus dem

weiteren Einzugsbereich des BVB 09 – für den ihr Fußballherz schlägt, wie sie sagt, seit sie denken kann. Kompromisslos. Entschlossen. Unbeirrbar. Dazu müssen offenbar bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, auf die beide Seiten fest vertrauen können, wie im Gespräch mit Marietta klar wird.

1. Tradition

Ein Verein, der heute nicht auf eine mindestens 100-jährige Geschichte zurückblicken kann, hat auf der Emotionsskala eher schlechte Karten – siehe aktuell das Beispiel RB Leipzig. Nicht so die Dortmunder Borussia. Die Liebe zum BVB wird oft von Generation zu Generation weitergereicht. Ähnlich erging es auch Marietta. „Meine große Schwester war schon vor mir Fan und hat mich sozusagen zum Verein geführt“, erinnert sie sich an den Beginn dieser Beziehung auf Lebenszeit.

2. Persönlichkeit

Sei es ein unberechenbarer Manfred „Manni“ Burgsmüller, der mit 135 Treffern den Torschützenrekord beim BVB über Jahrzehnte gehalten hat. Oder ein schlitzohriger Frank „Hängesocke“ Mill, der dem gegnerischen Torwart den Ball wieder aus den Händen spitzelt. Oder ein eisenharter Norbert „Nobby“ Dickel, der keinen Schmerz kennt. Oder, oder, oder. Der BVB hatte sie alle. Und sie haben sich in den Herzen der Fans verewigt.

3. Zusammenhalt

Es ist wie in den besten Familien: Ein bisschen Zoff kann es immer mal geben. Aber um sich mit einem Club langfristig identifizieren zu

können und mit ihm durch dick und dünn zu gehen, gibt es für Marietta eine Bedingung: „Die grundsätzliche Chemie zwischen Fans, Spielern und Vereinsführung muss stimmen.“ So wie es bei den Schwarz-Gelben trotz einzelner Krisen und Meinungsverschiedenheiten eigentlich stets der Fall war. Das große Bild stimmt.

4. Atmosphäre

Schon ein eher kleines Stadion kann mit der richtigen Bauweise und prall gefüllten Rängen eine mitreißende Stimmung entfesseln. Aber im riesigen und stets ausverkauften Stadion der Borussia kocht sie geradezu über. So sieht es Marietta: „Der Signal Iduna Park – oder wie man als Fan sagt: das Westfalenstadion – gehört zu den besten Stadien der Welt, und das wird bei jedem Spiel bestätigt.“

5. Erfolg

Gewiss: Ein unerschütterlicher Fan hält seinem Club auch dann die Treue, wenn dieser seit Jahren keinen Blumentopf gewonnen hat. Aber ein bisschen Erfolg kann auch nicht schaden. Dass sich Borussia Dortmund nach früheren Glanzzeiten und einer längeren Durststrecke wieder konstant im Fußballolymp etablieren konnte, ist nach Mariettas Meinung ganz klar das Verdienst einer Person, die sogar eine eigene Ära begründet hat: „Klopp passte zum BVB wie die Faust aufs Auge. Er war schlicht und einfach der beste Trainer, den der Verein je hatte.“



6. Gegenseitigkeit

Wenn eine Liebesbeziehung – oder eine „enge Verbundenheit“, wie es Marietta ausdrückt – nur in eine Richtung funktioniert, wird sich die andere Seite irgendwann ausgenutzt vorkommen und ihr emotionales Engagement zurückfahren. Dann wäre jegliches Vertrauen verspielt. Bei ihrem Lieblingsverein sieht und spürt Marietta jedoch, dass die Gefühle der Fans auch von der Mannschaft erwidert werden. Das zeige sich unter anderem daran, wie das Team in jeder Lage aufopferungsvoll kämpft und seinen Tempofußball von der ersten bis zur letzten Minute durchzieht.

7. Dialog

Mit 90 Minuten Vollgas und Anfeuern im Stadion oder vorm Bildschirm ist es nicht getan. Ein guter Club pflegt den Austausch und „hautnahen“ Kontakt mit seinen Fans – und baut dadurch nachhaltiges Vertrauen auf. So landete der Spruch, den Marietta bei einer PR-Aktion einreichte, tatsächlich auf der Innenseite des Trikots eines ihrer Lieblingsspieler: Marco Reus entschied sich für ihr „Jeder Moment zählt“. Sie schwärmt: „Das Originaltrikot habe ich dann bei einem Meet & greet überreicht bekommen. Das war schon sehr genial, da man ansonsten die Spieler eher nicht trifft.“

8. Toleranz

Selbstverständlich will der teils glamouröse Lebensstil der Spieler irgendwie finanziert werden. Aber wenn Stürmer-Star Pierre-Emerick Aubameyang seinen Gegenspielern verlässlich davonrennt und ein Tor nach dem anderen knipst, gönnen ihm Vollblut-Anhänger seinen Fuhrpark mit goldenem Lamborghini und ähnliche Dinge ohne Neid. Oder investieren wie Marietta regelmäßig in Fanartikel, Tickets, Wochenendreisen und sogar eine Vereinsmitgliedschaft. Sie weiß: Sie bekommt jeden Cent in Form von Adrenalin und Endorphinen zurück.

Ist das Geheimnis der „echten Liebe“ damit erklärt? Zum Glück nicht ganz.

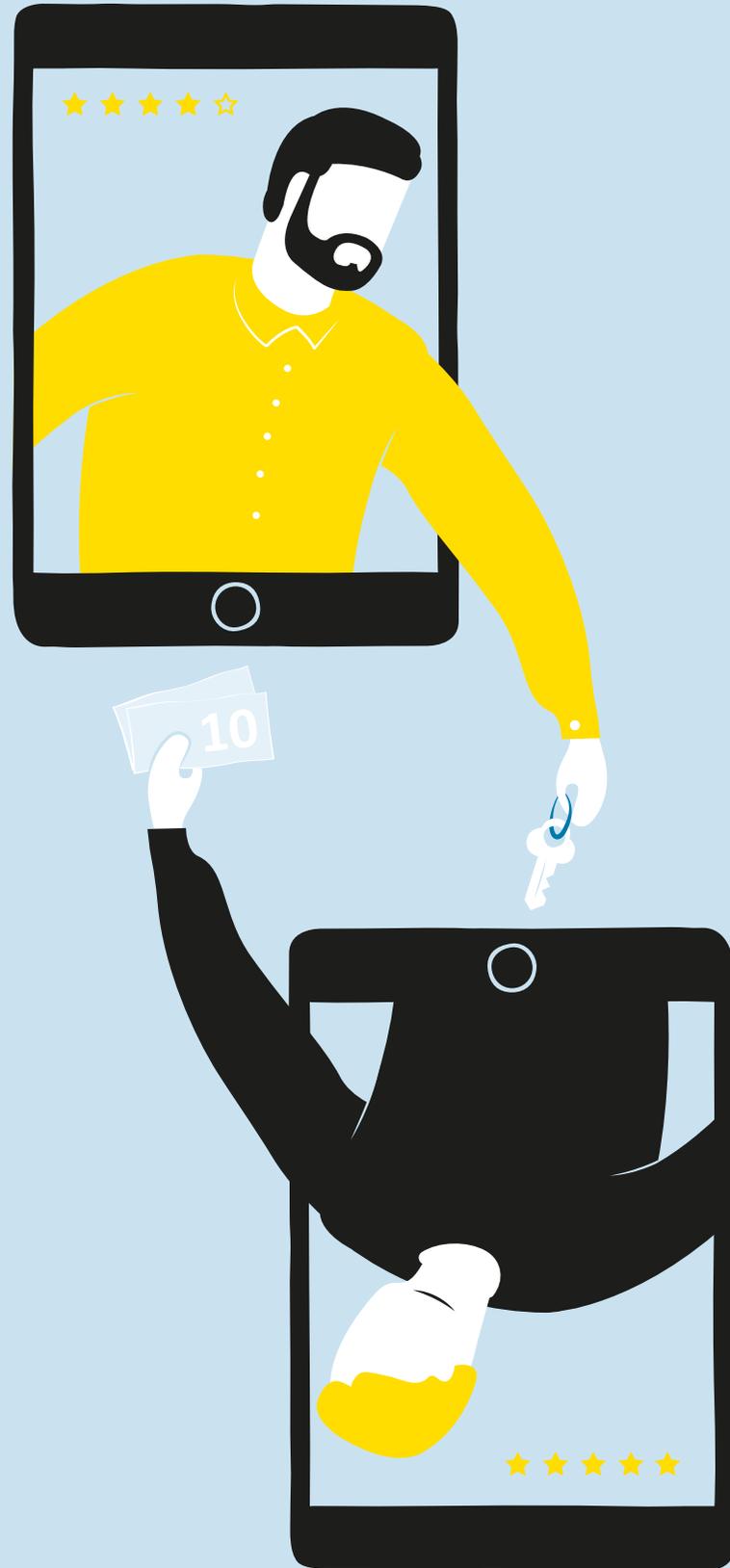
Diese Analyse stößt irgendwo an ihre natürlichen Grenzen. Denn auch beim Fußball gibt es eine Wahrheit, die auf alle hoch emotionalen Beziehungen zutrifft: Verunnt hat hier nichts zu suchen. Oder wie erklärt man als BVB-Fan einem Außenstehenden, warum einem bei einer Niederlage gegen den FC Bayern Tränen der Wut und Verzweiflung die Wangen herablaufen und man eine Stunde lang nicht sprechen kann? Überhaupt nicht. Es ist einfach so – und basta. So holt auch Marietta auf die direkte Frage „Warum der BVB?“ nicht zu weitschweifigen Erklärungen aus: „Weil es einfach keinen besseren Verein gibt!“

„DIE GRUNDSÄTZLICHE CHEMIE ZWISCHEN FANS, SPIELERN UND VEREINSFÜHRUNG MUSS STIMMEN.“



OFFENHEIT

Offen sprechen: Das kann schwerfallen, wenn die Wahrheit unbequem ist. Offen denken und handeln: Das ist Voraussetzung in einer Welt, in der man nicht weiß, was morgen ist. Wer es tut, dem vertrauen wir. Das bestätigen die folgenden Einblicke.



Scareconomy?

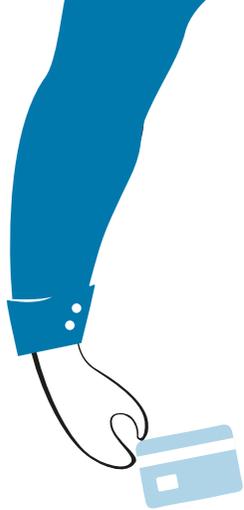
Wohnungen, Autos, Jobs: Heute wird alles geteilt. Doch kann man Nutzern vertrauen, die man nicht kennt – oder ist die Shareconomy in Wahrheit eine Scaring Economy?

Ein vertrauensvoller Handschlag und das Geschäft war besiegelt: So – nicht selten ganz ohne schriftliche Vereinbarungen – handelten noch bis vor 50 Jahren nicht nur Viehwirte auf dem Markt, sondern auch Kaufleute aller Couleur, allen voran die für ihre sprichwörtliche Zuverlässigkeit bekannten Hanseaten.

Heute sieht das anders aus: Wer sich online bei einer Sharing-Plattform registriert, etwa um eine Ferienwohnung oder spontan ein Auto für eine Stadtfahrt zu mieten oder zu vermieten, muss nicht nur allgemeine Geschäftsbedingungen akzeptieren, deren Umfang mit dem Textangebot großer deutscher Wochenzeitungen konkurriert. Man muss auch eine Menge über sich preisgeben. Aber wie sonst sollen Nutzer ihren Transaktionspartnern oder dem vermittelnden Unternehmen vertrauen können?

Nutzer = Anbieter

Für den Handels- und Dienstleistungssektor gilt damals wie heute: Wer vertraut, geht immer ein Risiko ein; der Begriff „Vertrauensvorschuss“ bringt es auf den Punkt. Ein Verkäufer vertraut darauf, dass ein Käufer den Kaufpreis ohne Abzug und pünktlich entrichtet – und der Käufer wiederum erwartet, dass die Ware oder Dienstleistung dem Angebot entspricht. In der Sharing Economy verschwimmen die Grenzen zwischen Nutzer und Anbieter. Ganz gleich, ob es sich um die Vermietung oder Anmietung von Wohnungen über Airbnb oder um Mitfahrgelegenheiten über Blablacar handelt: Wer teilnimmt, kann zum Mieter und zum Vermieter, zum Fahrer und zum Mitfahrer werden.



Der persönliche Eindruck zählt immer noch

Der zweite wichtige Unterschied zwischen dem Handschlaggeschäft auf dem Markt und der Sharing Economy: Früher kannten sich die Handelnden häufig persönlich oder „über drei Ecken“ – vom Tennisverein über den Rotary-Club bis hin zum sonntäglichen Kirchgang. Ganz anders sieht es im Internet aus. Wir vermieten eine Düsseldorfer Wohnung an einen uns vollkommen unbekanntem Touristen aus Los Angeles und wissen nicht, was er in unserer Wohnung anstellen wird. Dennoch vertrauen wir darauf, dass wir uns auch nach seinem Besuch dort weiterhin zu Hause fühlen können.

Vertrauensbildende Maßnahmen im digitalen Umfeld gibt es viele. Die bekanntesten sind Onlinebewertungen, die Verpflichtung zur Erstellung eines aussagekräftigen Personenprofils, authentische Fotos und Beschreibungen zu Vermietungsobjekten aller Art – oder auch der Zutritt via Facebook-Login; so können sich die Beteiligten vor der Anbahnung eines Geschäfts beschnuppern. Wie wirksam der persönliche Eindruck ist, zeigt eine Umfrage der New York University unter 18.289 Mitgliedern von Blablacar aus elf europäischen Ländern. 88 Prozent der Befragten gaben darin an, dass sie einem anderen Mitglied „besonders vertrauen“, wenn dessen digitales Profil vollständig ist. Fast so stark wie Familienmitgliedern (94 Prozent) und Freunden (92 Prozent).

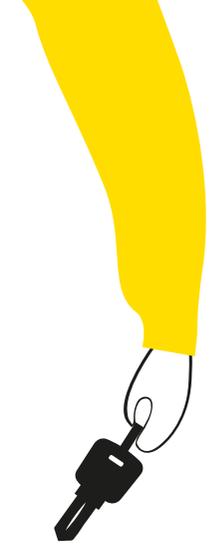
**ERWEITERTE
MÖGLICHKEITEN
MACHEN DIE WELT
KOMPLEXER UND
SCHAFFEN NEUE
RISIKEN.**

Dass auch Bewertungen ein wirksames Werkzeug sind, bestätigt der Sharing-Economy-Experte Tom Slee: „Es gibt kaum ein besseres Disziplinierungsmittel als die

Bewertung nach Sternen. Fahrer von Uber werden alles tun, um eine Fünfsternebewertung zu erhalten. Rutschen sie nur etwas unter 4,7 Sterne, dann riskieren sie ihren Job“, gab Slee in einem Interview mit dem Spiegel zu Protokoll.

Neues Spiel, neue Regeln

Entscheidend ist, dass Mechanismen und Regeln transparent und eindeutig sind, sowohl innerhalb von Sharing-Plattformen selbst als auch darüber hinaus. Deshalb muss auch der gesetzliche Rahmen eine klare Orientierung bieten. Darf ich meine Wohnung in Münster untervermieten? Was, wohnte ich in Köln? Wer bezahlt die Folgen eines Wasserschadens, den der Untermieter verursacht? Und kann ich für einen Kratzer im Carsharing-Fahrzeug haftbar gemacht werden, für den einer meiner Vormieter verantwortlich ist?



Die Welt ist nicht schlechter geworden. Aber erweiterte Möglichkeiten machen sie komplexer und schaffen fast zwangsläufig neue Risiken. So wie wir selbst mit ihnen umzugehen lernen, so muss die Sharing Economy uns mit vertrauensbildenden Maßnahmen dabei helfen, den Spagat zwischen Bequemlichkeit und Sicherheit zu wagen. Manche dieser Maßnahmen mögen als lästig gelten, doch sie sorgen für Sicherheit und Transparenz. Vor allem aber ermöglichen sie auch in Zukunft den Aufbau von Vertrauen – als existenziellen Eckpfeiler nicht nur unserer Ökonomie, sondern der gesamten Zivilisation.



Vertrauensbildende Maßnahmen

So bewerteten Teilnehmer einer Studie der TU Berlin die Wichtigkeit von Vertrauensfaktoren bei Angeboten der Sharing Economy.

Vertrauensfaktor	Wichtigkeit (1 bis 5)
Bewertungstexte	4,35
Bewertungen	4,21
Kontaktinformationen	4,14
Prüfung der Echtheit des Onlineprofils	4,05
Anzahl der Bewertungen	3,98
Beschreibung und Erklärung des Profils	3,89
Profilbild	3,62
Aktivität des Profils	3,20
Verbundene Social-Media-Netzwerke	2,98



Eher Muschel als Nuss

Je unangenehmer das Thema, desto schwieriger ist es, darüber zu sprechen. Wie schaffen es Berater für Lebenskrisen, Betroffene nicht zu „knacken“ – sondern behutsam dazu zu bringen, sich selbst zu öffnen?

Konfliktberater – über Kompetenz lässt sich nicht streiten

Privates und Berufliches trennen: Diese goldene Regel gilt für die meisten Menschen – jedoch nicht für Gerhard L. Wo Paare sich entfremdet haben, Menschen miteinander nicht mehr weiterwissen, sich Schimpfwörter an den Kopf werfen, beginnt sein Job. Auf Konfliktberater wie ihn warten in Deutschland hunderttausende Fälle. Ob Freunde, Nachbarn oder Kollegen, Konfliktberater, zum Beispiel von der Caritas, zeigen ihnen Wege aus der Krise auf.

Oft ist es zunächst eine zaghafte E-Mail, mit der die Konfliktparteien Gerhard L. ins Vertrauen ziehen. Mit seiner Antwort ermutigt er sie, sich ein Herz zu fassen und zu einem persönlichen Termin vorbeizukommen. Zuerst einzeln, dann zusammen. So wird in kleinen Schritten Vertrauen aufgebaut oder wiederhergestellt. Ein Anfang ist gemacht.

Caritas-Berater wie Gerhard L. haben zumeist einen sozialpädagogischen, psychologischen oder pflegerischen Hintergrund. Oft sind es aber auch Rentner mit viel Lebenserfahrung oder sie haben selbst einen gravierenden Konflikt überstanden.

Ein guter Konfliktberater versteht es, emotionsgeladene Situationen nüchtern zu betrachten und in die richtige Perspektive zu rücken. Er weiß, dass aufmerksames Zuhören bereits ein Teil der Therapie ist. Denn sich etwas von der Seele zu reden, was man schon länger mit sich herumträgt, hat immer eine befreiende Wirkung.

Suchtberater – professionelle Hilfe beim zweiten Schritt

Irgendwo zwischen Trotz und Misstrauen liegt die Einstellung, mit der die Besucher von Helene B. zu ihr kommen. Für viele war der Weg hierher lang; führte oft durch Jahre, die mit Gruppenzwang auf dem Schulhof begannen, in denen Debatten mit Familie und Freunden an den Kräften zehrten und teilweise sogar Krankenhausaufenthalte nötig waren. Helene B. ist Suchtberaterin bei der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart e. V., kurz „eva“. Hier bietet sie Kurse zur Tabakentwöhnung an.

Viele der Hilfesuchenden reagieren sehr überrascht, dass B. ihnen keinerlei Vorwürfe macht, sondern sie als ganz „normale“ Menschen behandelt. So können sie sich entspannen und sich der Expertin schließlich rückhaltlos anvertrauen.

Als Suchtberaterin wendet Helene B. ein Konzept an, das sie in ihrem psychologischen Studium mit suchttherapeutischer Zusatzqualifikation gelernt hat: Halte dich am Anfang mit Kritik sehr zurück. Später, wenn das Vertrauensverhältnis gefestigt ist, kann man dann auch schon mal „Klartext“ reden, ohne dass der Patient das übelnimmt.

Zudem besitzt B. – wie andere Suchtberater – eine natürliche Neugier für Menschen und das, was in ihnen vorgeht. Entgegen der allgemeinen Vorstellung ist es ein Geben und Nehmen: Auch sie als Beratende lernt durch diese Erfahrungen für ihr eigenes Leben.

Schülerberater – das „Du“ und ein offenes Ohr anbieten

Felix J. versucht, am Telefon eine Vertrauensbasis zu Menschen aufzubauen, die ihn nie gesehen haben. Das Wichtigste dafür: Alles, was sie erzählen, ist absolut anonym. Gerade ist Alice am Apparat. In der Schule meldet sie sich häufig krank. J. ist der erste, der den Grund erfährt: In ihrer Klasse wird sie ausgegrenzt. Ein Fall für die „Nummer gegen Kummer“, bei der Schüler ihre Sorgen mit erfahrenen Beratern wie Felix J. teilen können.

Das funktioniert ganz einfach: Sie wählen die entsprechende Nummer und sprechen mit jemandem, der erst einmal nichts tut als sehr gut zuzuhören.

Wie seine Kollegen ist auch Schülerberater J. ehrenamtlicher Mitarbeiter. Seine Beratungsstunden sind in kleinere Blöcke eingeteilt. Dabei ist er für die Dauer des Gesprächs zugleich Freund und Autoritätsperson. Mit der Kraft der Stimme vermittelt er Verständnis, Anteilnahme und Hoffnung. Anteilnahme, das klingt eher so: „Also, was können wir da machen“ – als so: „Also, das musst du so machen“.

Gemeinsam mit Alice arbeitet er eine Erkenntnis heraus, die die Schülerin aufbaut: Wer heute als cool gilt, ist später oft unter den Verlierern. Und diejenigen, die heute ignoriert werden, leiten später vielleicht ihr eigenes Unternehmen. Das hebt das Selbstwertgefühl der Anruferin. Zum Glück: Andere, die über extremes Mobbing klagen, hat Felix J. dagegen teils schon auf den Wechsel der Schule vorbereitet.

Von zu viel bis nichts: die volle Bandbreite

Vertrauen in die Medien ist ein großes Thema, doch hier geht es um Vertrauen in den Medien. Einige passend sortierte Meldungen der jüngeren Zeit.

Soziale Netzwerke

„BLINDES VERTRAUEN“

— Zeit Online über mögliche Strafen für das Verbreiten von Fake-News, 21.06.2017

Dembélé-Transfer

„WATZKE UND SEIN TEAM WAREN SCHLAU GENUG, VOLL UND GANZ AUF DIESEN MECHANISMUS ZU VERTRAUEN“

— Die Süddeutsche Zeitung über den teuersten Spielerwechsel der Bundesliga, bei dem Angebot und Nachfrage für den BVB optimal standen, 25.08.2017

Abiturmotivation

„DIE KULTUSMINISTERIN WÜNSCHTE (...) EIN GESUNDES VERTRAUEN AUF DIE INTENSIVE VORBEREITUNG“

— Die Südwest Presse über die allseits gefürchteten Matheprüfungen, 24.04.2017

Russland/USA

„DEUTSCHE VERTRAUEN PUTIN MEHR ALS TRUMP“

— Die Welt über ein überraschendes Umfrageergebnis unter Amerikas Verbündeten, 16.08.2017

Jamaika im Bund

„HERR ÖZDEMIR, VERTRAUEN SIE CHRISTIAN LINDNER?“

— Der Tagesspiegel vor der Bundestagswahl über das Verhältnis der beiden Spitzenkandidaten, 16.09.2017

Bundespräsident Steinmeier

„BUNDESWEHR HAT VERTRAUEN VERDIENT“

— Das Handelsblatt zitiert den Bundespräsidenten bei seinem Antrittsbesuch bei der Bundeswehr, 20.06.2017

Lebensmittelindustrie

„STUDIEN BELEGEN EKLATANTES MISSTRAUEN“

— Die Wirtschaftswoche über die Angst vieler deutscher Verbraucher vor Gentechnik und Mogelpackungen, 01.09.2017

Dieselgate

„DAS VERTRAUEN DER KUNDEN IST VERLOREN GEGANGEN“

— Merkur.de über den Betrugsskandal in der deutschen Autoindustrie und seine Folgen, 31.08.2017

Vertrauen bei WestLotto:

1. Vertrauen in Menschen

Liebgewonnenes Ritual: Für viele Menschen gehört das Lottospielen fest zu ihrem Alltag. Ob im Kiosk um die Ecke, beim Bäcker oder im Supermarkt – jeden Tag entstehen in den WestLotto-Annahmestellen Millionen Momente voller Vertrauen. Manchmal reicht dafür schon ein freundliches „Guten Tag“ oder das Wort „Danke“ aus.

2. Vertrauen in die Technik

Blinzeln Sie doch mal! Schon sind Ihre Tipps in sicheren Händen. Das geht bei WestLotto schneller als ein Wimpernschlag. Dabei vertrauen wir auf moderne Systeme und Technologien, die dafür sorgen, dass Ihre Daten zu jeder Zeit geschützt sind.

3. Vertrauen in sein Glück

Was wäre, wenn? Als Lottospieler vertrauen Sie uns Ihre Träume an. Von langersehnten kleinen Wünschen bis zum großen Jackpot-Glück. Die Spielquittung ist dabei Ihre persönliche Lizenz zum Träumen. Nicht nur für Sie etwas ganz Besonderes, sondern auch für uns. Deshalb passen wir gut darauf auf.

IMPRESSUM

Herausgeber

WestLotto
Weseler Straße 108–112, 48151 Münster
Postfach 8820, 48047 Münster
Telefon: 0251 7006-01
Telefax: 0251 7006-1599
E-Mail: vertrauen@westlotto.de
Internet: www.westlotto.de
Blog: www.vertrauen.blog

V. i. S. d. P.

Axel Weber

Illustrationen

Robert Albrecht (Titel, S.38, 47–48), Thomas Bauer (S.4–6),
Matthias Heyde (S.16–19, 44, 46, 56), Daniela Schmidt (S.24–25),
Anna-Lena Petersen (S.26, 40–41, 52, 54–55)

Fotos

Mike Hewitt/Getty Images Europe (S.10–11), Martin Kirchner (S.12),
Heiko Laschitzki (S.13), oleg66/Getty Images (S.14), Thomas Barwick/
Getty Images (S.22), Robert Decelis Ltd/Getty Images (S.30),
Wolfgang Stahr (S.32), privat (S.35), iStock.com/AnnaRise (S.36),
Paul Bradbury/Getty Images (S.42), noelbesuzzi/Getty Images (S.50)